

3

Forschende Frauen
in Bamberg

Kolloquium 2010

Beiträge Bamberger Nachwuchswissenschaftlerinnen

Herausgegeben von
Ada Raev, Margarete Wagner-Braun, Mirjam Schambeck



UNIVERSITY OF
BAMBERG
PRESS

Forschende Frauen in Bamberg

Band 3

Forschende Frauen in Bamberg

hrsg. von den Universitätsfrauenbeauftragten

Band 3



University of Bamberg Press 2010

Kolloquium 2010

Beiträge Bamberger Nachwuchswissenschaftlerinnen

hrsg. von Margarete Wagner-Braun, Ada Raev,
Mirjam Schambeck



University of Bamberg Press 2010

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.ddb.de/> abrufbar

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Herstellung und Druck: digital print, Erlangen
Umschlaggestaltung: Dezernat Kommunikation und Alumni
Lektorat: Dipl.-Germ. Sophie Strauß
Layout: Dipl.-Soz. Rosemarie Fleck

© University of Bamberg Press Bamberg 2010
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 1867-4852
ISBN: 978-3-923507-86-3 (Druckausgabe)
eISBN: 978-3-923507-87-0 (Online-Ausgabe)
URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus-2938

Inhalt

Vorwort

Michaela Staffel

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen.....9

Kathrin Kolb

Soziale Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in
Ost- und Westdeutschland.....49

Caroline Wagner

Subversives Erzählen: E.T.A. Hoffmann und Heinrich
von Kleist.....79

Gerlinde Fischer

Autorisierung in Informationssystemen – woher kennt die
Anwendung mich und meine Rolle?107

Zuzana Güllendi-Cimprichová

Zwischen Denkmalwerten und Politikum. Zum Prager Werk
des slowenischen Architekten Josip Plečnik.....141

Vorwort

An der Otto-Friedrich-Universität Bamberg gedeiht eine bunte Forschungslandschaft. In den unterschiedlichsten Disziplinen zeigen *forschende* Frauen als so genannte Nachwuchswissenschaftlerinnen Engagement, Tatkraft und Profil. Diese Lebendigkeit und Vielfalt sichtbar zu machen, ist uns ein wichtiges Anliegen. Denn die eigenen Themen in der Öffentlichkeit bekannt machen zu können, macht Mut und schafft Anerkennung – den bereits *forschenden* Frauen und denen, die sich vielleicht anstecken lassen und ihre Möglichkeiten in der Forschung suchen und nutzen.

Die Buchreihe „*Forschende Frauen in Bamberg*“ begleitet das gleichnamige Forschungskolloquium der Frauenbeauftragten der Otto-Friedrich-Universität Bamberg seit dem Sommersemester 2008 und erfreut sich besonders unter den Wissenschaftlerinnen, aber auch in der Öffentlichkeit wachsender Beliebtheit. Das liegt auch daran, dass es jungen Wissenschaftlerinnen neben der Gelegenheit, ihre Forschungsprojekte in der Universität und unter Beteiligung der Öffentlichkeit fachübergreifend einem breiten Publikum vorzustellen und Vortragspraxis zu sammeln, auch die Möglichkeit bietet, sich zu vernetzen und die Vorträge zu veröffentlichen.

Als Universitätsfrauenbeauftragte der Universität Bamberg sehen wir es als eine unserer wichtigsten Aufgaben, Frauen in der Wissenschaft zu begleiten und zu fördern. Gerade in der Phase der Promotion, in der sich auch die Teilnehmerinnen des Kolloquiums 2010 befinden, ist es wichtig, Erfahrungen in der Präsentation der eigenen Themen zu sammeln, fachliche Impulse zu geben und mitzunehmen und Beiträge zu publizieren. Dies ermöglichen wir durch das Kolloquium *Forschende Frauen*. Der vorliegende dritte Band unserer Reihe zeigt dabei nicht nur auf, wie breit gefächert, innovativ und aktuell die Themen sind, zu denen Frauen an der Otto-Friedrich-Universität forschen, er dokumentiert vor allem auch die Originalität und hohe Qualität dieser Forschungen.

Dieser Band beinhaltet hoch interessante Beiträge zum Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen (Staffel), zu sozialen Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland (Kolb), zum subversiven Erzählen bei E.T.A. Hoffmann und Heinrich von Kleist (Wagner) sowie zur Autorisierung in Informationssystemen (Fischer). Frau Dr. des. Zuzana Güllendi-Cimprichová stellt mit ihrem Beitrag zum Prager Werk des slowenischen Architekten J. Plečnik ihre Dissertationsschrift, die in Kürze veröffentlicht wird, in Auszügen vor. So breit gefächert die Themen dieses Buches sind, so unterschiedlich sind auch die Fächerkulturen. Bewusst haben wir deshalb auf eine einheitliche Zitierweise verzichtet und jeder Autorin die Freiheit gelassen, die in ihrem Fach gängige Zitierweise anzuwenden.

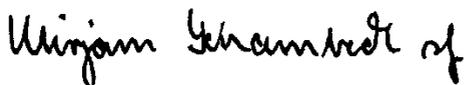
Forschende Frauen an der Universität Bamberg sind auch forsche Frauen, Frauen die ihren Weg in die Wissenschaft gehen und deren Weg wir ein Stück weit begleiten. Wir wünschen allen Wissenschaftlerinnen viel Kraft, Ausdauer und Erfolg für ihre weiteren Forschungen und Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, eine abwechslungsreiche und spannende Lektüre.



Prof. Dr. Margarete Wagner-Braun,
Universitätsfrauenbeauftragte



Prof. Dr. Ada Raev,
Universitätsfrauenbeauftragte



Prof. Dr. Mirjam Schambeck sf,
stellvertretende Universitätsfrauenbeauftragte

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

von Dipl. Kffr. Univ. Michaela Staffel

1. Einleitung

1.1 Relevanz des Themas

„Hausgemachte Pleiten“ titelt die Süddeutsche Zeitung in ihrer Ausgabe vom 16. Juli 2009. Insolvenzen seien die Folgen von jahrelangem Missmanagement. Traditionsmarken wie Rosenthal oder Schiesser, die einst als erfolgreiche Familienunternehmen gefeiert wurden, sehen sich in diesen Tagen mit einer schwierigen Lage ihrer Unternehmen konfrontiert. Der Insolvenzverwalter von Rosenthal, Volker Böhm, listet in einem vertraulichen Bericht eine Reihe von Managementfehlern auf. So verfügte das Unternehmen Rosenthal über ein ausgeklügeltes Berichtswesen, welches allerdings nur auf dem Papier existierte. Darüber hinaus berichtete der Insolvenzverwalter von Fehlkalkulationen, von falsch gebuchten Rohstoffen und Beständen sowie horrend hohen Sach- und Beratungskosten.¹

Die Ergebnisse der Munich Strategy Group belegen, dass Rosenthal kein Einzelfall ist. Jedes fünfte von insgesamt 800 mittelständischen Unternehmen mit einem Jahresumsatz zwischen zehn und 600 Millionen Euro ist von der aktuellen Wirtschaftskrise bedroht.²

Die Insolvenzen prominenter Traditionsbetriebe wie Märklin, Karmann und Rosenthal belegen, dass die Wirtschaftskrise im Zentrum der Wertschöpfung, dem Mittelstand, angekommen ist. Aber ist die Krise tatsächlich Schuld an der prekären wirtschaftlichen Situation vieler mittelständischer Unternehmen oder ist deren derzeitige Situation unter Umständen auch die Folge langfristiger Managementfehler? Folglich wäre

¹ Vgl. Bernau (2009), [http://www.sueddeutsche.de/finanzen/268/480746/text/\(10/8/2009\)](http://www.sueddeutsche.de/finanzen/268/480746/text/(10/8/2009)).

² Vgl. Munich Strategic Group (2009), [http://www.munich-strategy.com/pages/de/veroeffentlichungen/studien/stresstest\(10/8/2009\)](http://www.munich-strategy.com/pages/de/veroeffentlichungen/studien/stresstest(10/8/2009)).

die Wirtschaftskrise häufig nicht als Auslöser, sondern vielmehr als Beschleuniger spektakulärer Großpleiten zu interpretieren.

Hier stellt sich die Frage, welche Fehler in der Vergangenheit dazu geführt haben, dass insbesondere mittelständische Unternehmen Insolvenz anmelden müssen. In diesem Zusammenhang spielen unter anderem auch betriebswirtschaftliche Faktoren eine große Rolle. Mittelständler weisen häufig kein Controlling auf, halten ihre Umsatzdaten gerne unter Verschluss und zahlen unter Umständen lieber eine Strafe, als sich in die Bilanz schauen zu lassen.³

Die Fragestellung, die dieser Abhandlung zu Grunde liegt, lautet: Welche Anforderungen gibt es an das Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen? Zu diesem Zweck soll eine empirische Untersuchung aufzeigen, wie der Status Quo im Mittelstand auf diesem Gebiet ist. Anschließend sollen Handlungsempfehlungen für die Implementierung und Verbesserung eines ganzheitlich ausgerichteten Fixkostenmanagements abgeleitet werden.

1.2 Problemstellung

Ein möglicher Ansatz zur Lösung betriebswirtschaftlicher Probleme vieler mittelständischer Unternehmen besteht darin, Fixkostenmanagement als Aufgabe zur Unterstützung der Unternehmensführung zu definieren. Der Gestaltungsspielraum fixer Kosten kann eher als Ergebnis eines Planungsprozesses angesehen werden. So propagiert beispielsweise Reichmann, dass die Unternehmensleitung die Auf- und Abbaufähigkeit fixer Kosten in Abhängigkeit von der erwarteten Beschäftigungsschwankung planen muss.⁴ Waren es früher die variablen Kosten (Material- und Produktionskosten), die die Kostenstruktur vieler Unternehmen maßgeblich dominierten, so sind dies heute überwiegend die fixen Kosten.

³ Vgl. Bernau (2009), <http://www.sueddeutsche.de/finanzen/268/480746/text/> (10/8/2009).

⁴ Vgl. Reichmann (1995), S. 165.

Fixkosten haben ihren Ursprung beispielsweise im Bereich der Entwicklung, die erhöhte fixe Kosten verursacht, da immer schnellere Produktlebenszyklen zu verzeichnen sind. Darüber hinaus wird auch beispielsweise der Service-Bereich vieler Unternehmen zunehmend personalintensiver und folglich auch fixkostenlastiger. Im Bereich der Logistik entstehen durch eine permanente Ausweitung des Sortiments höhere Kosten für die Betreuung der Produkte.

Nicht selten überschreiten die fixen Kosten 50 Prozent der gesamten Kosten vieler Mittelständler. Fixe Kosten sind erfahrungsgemäß nur schwer abbaubar und werden zudem selten analysiert und folglich unzureichend transparent aufgeführt. Aus diesem Grund besteht insbesondere für mittelständische Unternehmen die Notwendigkeit, ihr internes Rechnungswesen evolutionär weiterzuentwickeln. Ziel sollte dabei sein, beispielsweise durch Prozesskostenrechnung, Target Costing oder den Ausbau der Erlösrechnung ein effizientes Fixkostenmanagement aufzubauen, um letztlich nicht nur die eigene Kostenstruktur, sondern folglich auch die eigene Wirtschaftlichkeit und damit die eigene Wettbewerbsfähigkeit verbessern zu können.⁵

2. Definitorische Grundlagen

2.1 Begriffsabgrenzung ‚Mittelstand‘

In der betriebswirtschaftlichen, volkswirtschaftlichen und auch der politischen Literatur gibt es eine Vielzahl von Definitionen des Begriffes ‚Mittelstand‘. Gantzel konnte bereits im Jahre 1962 insgesamt 190 verschiedene Mittelstandsdefinitionen feststellen.⁶ Die einzelnen Definitionsansätze unterscheiden sich häufig danach, inwiefern ein qualitativer und/ oder quantitativer Ansatz gewählt wurde sowie hinsichtlich der Festlegung der Grenzen zwischen Kleinunternehmen, Kleinunternehmen, Mittleren Unternehmen und Großunternehmen.

⁵ Vgl. Meffert (1999), S. 537.

⁶ Vgl. Gantzel (1962), S. 12, 293 ff.

Der vorliegende Beitrag basiert auf der Mittelstandsdefinition des Deloitte Mittelstandsinstituts an der Universität Bamberg. Einen Überblick über die wichtigsten Eckdaten, die dieser Mittelstandsdefinition zu Grunde liegen, liefert die nachfolgende Abbildung.

Abbildung 1: Mittelstandsdefinition des Deloitte Mittelstandsinstituts⁷

Mittelstandsdefinition des Deloitte Mittelstandsinstituts		
Unternehmensgröße	Beschäftigte	Jahresumsatz
Kleinstunternehmen	bis ca. 30	bis ca. 6 Mio. EUR
Kleinunternehmen	bis ca. 300	bis ca. 60 Mio. EUR
Mittlere Unternehmen	bis ca. 3.000	bis ca. 600 Mio. EUR
Große Unternehmen	über 3.000	über 600 Mio. EUR

Qualitative Abgrenzungsmerkmale mittelständischer Unternehmen:

- Beliebige Rechtsform;
- Eigentümer-geführte Unternehmen ohne Größenrestriktion und
- Manager-geführte Unternehmen
bis zu einer Mitarbeiterzahl von ca. 3.000 Mitarbeitern und/oder
einer Umsatzgröße von ca. 600 Mio. Euro.

Die Mittelstandsdefinition des Deloitte Mittelstandsinstituts setzt einen vorrangig qualitativen Schwerpunkt. Hierbei wird zwischen Manager-geführten und Eigentümer-geführten Unternehmen differenziert. Die Eigentümer-geführten Unternehmen sind stets als mittelständisch geprägte Unternehmen anzusehen. Dies kann durch die folgende Tatsache begründet werden: Der Eigentümer – egal, ob er operativ und/ oder strategisch in die Geschäftstätigkeit involviert ist – nimmt eine so zentrale Stellung für jegliche Belange des Unternehmens ein, dass Eigentümer-geführte Unternehmen stets als mittelständische Unternehmen anzusehen sind. Manager-geführte Unternehmen klassifiziert die Defi-

⁷ Vgl. Becker, W. et al. (2008b), S. 21.

inition des Deloitte Mittelstandsinstituts als „Mittelstand“, so lange diese nicht mehr als 3000 Mitarbeiter beschäftigen und/ oder so lange deren Umsatz nicht größer ist als 600 Millionen Euro.⁸

2.2 Begriffsabgrenzung ‚Kosten‘

Der vorliegende Beitrag trägt den Titel „Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen“. Um überhaupt mit der eigentlichen Betrachtung dieser Thematik beginnen zu können, soll zunächst geklärt werden, was in der betriebswirtschaftlichen Literatur unter dem Begriff der ‚Kosten‘ verstanden wird. Wenn die Klärung dieses Begriffes erfolgt ist, können in einem weiteren Schritt allgemeine Wesensmerkmale von Kosten abgeleitet werden.

2.2.1 Der allgemeine Kostenbegriff

Innerhalb der betriebswirtschaftlichen Forschungen lassen sich eine Reihe von Begriffsverständnissen in Hinblick auf den Begriff ‚Kosten‘ finden. Allerdings kann bezüglich des Kostenbegriffes keine einheitliche Definition vorgefunden werden.⁹ Die Ursache hierfür liegt darin begründet, dass aufbauend auf differierenden Zwecksetzungen unterschiedlicher Kostenrechnungssysteme beziehungsweise Kostentheorien verschiedene Definitionen für den Begriff Kosten entwickelt worden sind.¹⁰

Allen Kostenbegriffen ist gemeinsam, dass Kosten als zeitraumbezogene monetäre Größe verstanden werden. Kosten drücken den Verbrauch von Produktionsfaktoren, welche zur betrieblichen Leistungserstellung und –verwertung verwendet werden, aus.¹¹ Produktionsfaktoren sind hierbei die Güter, die für die Leistungserstellung und –verwertung, die Erhaltung der Betriebsbereitschaft und die Leitung der Unternehmung erforder-

⁸ Vgl. Becker et al. (2008b), S. 20.

⁹ Vgl. Weber (1992), S. 6.

¹⁰ Vgl. Vodrazka (1992), S. 22ff.

¹¹ Vgl. Adam (1970), S. 18.

derlich sind.¹² Allerdings bestehen bei den Kostenbegriffen innerhalb der betriebswirtschaftlichen Literatur Unterschiede in Bezug auf die Mengenkomponekte hinsichtlich des Produktionsfaktorenverbrauchs sowie auch in Bezug auf die Bewertung dieser Mengen.¹³

2.2.2 Darstellung relevanter Kostenbegriffe

Im Folgenden sollen für die vorliegende Untersuchung relevante Kostenbegriffe erläutert werden. Die dargestellten Kostenbegriffe sind der *wertmäßige*, der *pagatorische*, der *entscheidungsorientierte* sowie der *investitionsorientierte* Kostenbegriff.

Der vorliegende Beitrag basiert auf dem *wertmäßigen* Kostenbegriff. Er geht zurück auf Schmalenbach und gilt sowohl in der Literatur als auch in den Kostenrechnungen der Praxis als der am weitesten verbreitete.¹⁴ Nach dieser Auffassung werden Kosten als der bewertete leistungsbezogene Verbrauch von Gütern interpretiert¹⁵:

1. Es muss ein Verbrauch an Gütern vorliegen. Güter sind nicht nur Sachgüter, sondern auch immaterielle Güter, wie etwa Dienstleistungen. Sobald Güter im Leistungserstellungs- und -verwertungsprozess vollständig oder teilweise durch ihren Einsatz ihre Fähigkeit verlieren, alternativen Verwendungsmöglichkeiten zugeführt zu werden, liegt ein Verbrauch an Gütern vor.¹⁶
2. Es muss ein leistungsbezogener Güterverbrauch vorliegen. Falls der Güterverbrauch in Beziehung zum Betriebszweck der Unternehmung (Sachziel der Unternehmung) steht, dann liegt ein leistungsbezogener beziehungsweise sachzielbezogener Güterverbrauch vor.¹⁷ Nach dem so genannten Kostenverursachungsprinzip liegt eine Sachzielbezogenheit des Güterverbrauchs vor, wenn der Güterverbrauch durch die betriebliche Leistungserstellung ausgelöst wird.¹⁸ Falls der Güterverbrauch nicht leistungsbezogen ist, so liegt ein Güterverbrauch vor, der keinen Kostencharakter besitzt.

¹² Vgl. Busse von Colbe/Laßmann (1991), S. 76.

¹³ Vgl. Schneeweiß (1993), S. 1032.

¹⁴ Vgl. Vodrazka (1992), S. 20.

¹⁵ Vgl. Hummel/Männel (1986), S. 73.

¹⁶ Vgl. Männel (1993), S. 73 f.

¹⁷ Vgl. Hummel/Männel (1986), S. 74.

¹⁸ Vgl. Kilger (1993), S. 3 ff.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

3. Es muss eine Bewertung des leistungsbezogenen Güterverbrauchs vorliegen. Sobald der Güterverbrauch mit monetären Größen (Preisen) bewertet wird, kann eine Geldgröße ermittelt werden. Somit sind einzelne Verbrauchsmengen vergleichbar und innerhalb der Rechnungssystematiken addierbar.¹⁹ Unbestimmt bleibt allerdings der Preis, der zur Bewertung heranzuziehen ist. Dieser kann beispielsweise der effektive Anschaffungspreis, der erwartete Wiederbeschaffungspreis, der Festpreis, die Opportunitätskosten oder der innerbetriebliche Verrechnungspreis sein.²⁰ Je nach dem, welcher Preis zur Bewertung des Güterverbrauchs verwendet wird, ergeben sich bei gleichem leistungsbezogenen Güterverbrauch unterschiedlich hohe wertmäßige Kosten.²¹ Folglich liegen bei der Bewertung des Güterverbrauchs Gestaltungsspielräume vor.

Der *pagatorische* Kostenbegriff bezieht sich auf Zahlungsströme.²² Der pagatorische Ansatz geht davon aus, dass Kosten spezifische Kategorien von Ausgaben sind. Kosten sind also „die mit Herstellung und Absatz einer Erzeugniseinheit beziehungsweise einer Periode verbundenen nicht kompensierten Ausgaben“.²³ Kosten sind demnach alle betrieblichen Ausgaben, welche nicht Ausgaben für Kredittilgungen und – gewährungen darstellen und durch entsprechende Einnahmen (z.B. Kreditanspruchnahme, Rückempfang eines gewährten Kredites) kompensiert werden.²⁴ Die Bewertung des Güterverbrauchs erfolgt mit historischen Anschaffungskosten. Folglich liegt beim pagatorischen Ansatz der Kostendefinition kein Bewertungsspielraum vor.²⁵

Der *entscheidungsorientierte* Kostenbegriff ist auf Riebel zurückzuführen. Dieser orientiert sich wie der pagatorische Kostenbegriff an Zahlungsgrößen.²⁶ Riebel definiert Kosten demnach als „die durch die Entscheidung über das betrachtete Objekt ausgelösten zusätzlichen – nicht kompensierten – Ausgaben.“²⁷ Kosten entstehen folglich nicht durch den betrieblichen Leistungserstellungsprozess und den dadurch eintreten-

¹⁹ Vgl. Küpper (1993), Sp. 1179 f.

²⁰ Vgl. Kilger (1993), S. 3.

²¹ Vgl. Schneeweiß (1978), S. 147.

²² Vgl. Vodrazka (1992), S. 20.

²³ Koch (1958), S. 361.

²⁴ Vgl. Koch (1958), S. 361 f.

²⁵ Vgl. Adam (1997), S. 264.

²⁶ Vgl. Riebel (1990), S. 409 ff.

²⁷ Vgl. Riebel (1990), S. 427.

den Güterverbrauch; sondern Kosten entstehen durch eine vorgelagerte Entscheidung, die dem betrieblichen Leistungserstellungsprozess zu Grunde liegt.²⁸ Beim pagatorischen Kostenbegriff handelt es sich um einen spezifischen Kostenbegriff, der auf die rechnerische Vorbereitung und Kontrolle von Entscheidungen ausgerichtet ist.²⁹

Der *investitionstheoretische* Kostenbegriff wurde von Küpper geprägt. Er basiert ebenfalls auf Zahlungsgrößen. Zudem wird eine Verknüpfung von Aspekten der Kostenrechnung mit Aspekten der Investitionsrechnung vorgenommen.³⁰ Als wichtige betriebliche Planungsinstrumente sollen Kosten eine einheitliche Zielgröße für die Investitions- und Kostenrechnung liefern.³¹ Kosten werden nach Küpper als negative Änderungen des Kapitalwertes definiert³² und auf die Entscheidungen bezogen, die Kosten auslösen.³³ Die Höhe der Kosten wird mit Hilfe einer Kapitalwertfunktion aus den Zahlungsströmen abgeleitet. Die Zahlungsströme sind die Folgen von Güterverbräuchen, die wiederum auf betriebliche Entscheidungen zurückzuführen sind.³⁴ Auch der investitionstheoretische Kostenbegriff wird wie der entscheidungsorientierte als spezifischer Kostenbegriff bezeichnet.³⁵

2.3 Begriffsabgrenzung ‚Fixe Kosten‘

2.3.1 Kostenkategorische Betrachtung

Fixe Kosten sind eine Kostenkategorie, deren Höhe sich bei Veränderung einer Kosteneinflussgröße innerhalb eines angegebenen Intervalls nicht ändert. Eine Differenzierung der fixen Kosten erfolgt in sprungfixe und absolut fixe Kosten. Nur durch das Treffen von Entscheidungen

²⁸ Vgl. Riebel (1990), S. 388.

²⁹ Vgl. Hummel/Männel (1986), S. 75.

³⁰ Vgl. Küpper (1990), S. 254.

³¹ Vgl. Küpper (1985), S. 26 ff.

³² Vgl. Schweitzer/Küpper (1998), S. 215.

³³ Vgl. Rehkugler (1993), Sp. 2323.

³⁴ Vgl. Küpper (1992), S. 48 f.

³⁵ Vgl. Küpper (1985), S. 27 ff.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

über die Kapazität des Unternehmens ist eine Veränderung der Fixkostenhöhe herbeiführbar. Im Rahmen einer Fixkostenpolitik, als Teilbereich der Kostenpolitik, können Maßnahmen zum Abbau und zur Flexibilisierung von fixen Kosten im Unternehmen eingeleitet werden. Eine Transparenz der Fixkosten kann durch Gestaltung der fixen Kosten in Bezug auf personelle, technologische und rechtliche Leistungspotentiale erreicht werden. Allerdings sind hierzu Informationen über die sachliche und zeitliche Disponierbarkeit der fixen Kosten erforderlich. Es ist notwendig, zu wissen, zu welchem Zeitpunkt welche Potentiale in welchem Umfang abgebaut werden können und welche Konsequenzen daraus resultieren. Durch den Aufbau von kapazitätsorientierten Kostenanalysen kann die Nutzbarkeit von Fixkosten begründenden Leistungspotentialen bestimmt werden. Eine weitere Maßnahme im Rahmen einer umfassenden Fixkostenbeeinflussung sowie -politik ist zudem die Zurechenbarkeit der fixen Kosten zu Produkten, Produktgruppen, Sparten sowie dem gesamten Unternehmen.³⁶ Schmalenbach stellte bereits 1930 fest, dass bei Abnahme proportionaler Kosten der Anteil der fixen Kosten so groß werde, dass diese für die Produktionsgestaltung bestimmend sind.³⁷ Die Gründe für diese Entwicklung sagte Schmalenbach ebenfalls voraus: eine zunehmende Bürokratisierung in Folge einer wachsenden Betriebsgröße und eine steigende Kapitalintensität. Auch die immer steigende Automatisierung, welche bis heute in nahezu allen Industrien bestimmend ist, führt zu einer Erhöhung der fixen Kosten.³⁸

2.3.2 Ursachen für die Entstehung fixer Kosten

Im nachfolgenden Abschnitt soll näher erläutert werden, welche Ursachen die Entstehung fixer Kosten hat. Die Ursachen der Entstehung fixer Kosten sind stets Entscheidungen.³⁹ Solche Entscheidungen können beispielsweise der Kauf einer neuen Produktionsmaschine sein, die

³⁶ Vgl. Becker (2007), S. 80.

³⁷ Vgl. Schmalenbach (1930), S. 92.

³⁸ Vgl. Schmalenbach (1934), S. 61.

³⁹ Vgl. Heinen (1983), S. 25.

Erweiterung der Energieversorgung mittels einer Solaranlage, die Einstellung von neuem Service-Personal oder die Gründung einer neuen Unternehmenseinheit. Diese und andere betriebliche Entscheidungen lösen spezifische Prozesse aus und erzeugen schließlich fixe Kosten. Nach Gutenberg und Heinen werden folgende Ursachen für die Entstehung fixer Kosten unterschieden:

1. Mangelnde Teilbarkeit von bestimmten Produktionsfaktoren der Unternehmung,
2. Betriebspolitische Entscheidungen der Unternehmensführung aufgrund bestimmter Erwartungen hinsichtlich zukünftiger Geschäftsentwicklungen sowie
3. Juristische und institutionelle Bindungen, die zu einer beschränkten Anpassungsfähigkeit der Unternehmung führen.⁴⁰

Die mangelnde Teilbarkeit von Produktionsfaktoren betrifft insbesondere Produktionsanlagen sowie Personal und muss unter rein technischen Gesichtspunkten interpretiert werden. Bei Rückgang der Beschäftigung kann weder eine Maschine noch ein Angestellter geteilt werden. Folglich können die fixen Kosten nicht an die zurückgegangene Beschäftigung angepasst werden. Diese Fixkosten, die aufgrund der mangelnden Teilbarkeit der Produktionsfaktoren entstehen, sind für jede Unternehmung unvermeidbar.⁴¹

Unter Beachtung bestimmter geschäftspolitischer Entwicklungen trifft die Unternehmensführung betriebspolitische Entscheidungen, die zur Entstehung von Fixkosten führen können. Es wird hierbei unterstellt, dass die Unternehmung mehr Fixkosten verursachende Produktionsfaktoren bereithält, als dies die aktuelle Lage erfordert.⁴² Die Unternehmensführung ist dabei überzeugt, dass sich die Geschäftslage in Richtung Vollausnutzung auch der bevorrateten Fixkosten verursachenden Produktionsfaktoren ändern wird. Diese fehlerhafte Unternehmenspla-

⁴⁰ Vgl. Gutenberg (1983), S. 350 ff.; Heinen (1983), S. 517 ff. sowie die Sichtweise von Heitmann (1980), S. 67 f.

⁴¹ Vgl. Gutenberg (1983), S. 351 f.

⁴² Vgl. Gutenberg (1983), S. 352.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

nung führt schließlich zu fixen Kosten, die bei korrekter betriebswirtschaftlicher Planung vermeidbar wären.⁴³

Juristische und institutionelle Bindungen sind eine weitere Entstehungsursache fixer Kosten. Diese fixe Kosten sind weder aus technischen Gründen für den gegebenen Beschäftigungsgrad noch aufgrund der Erwartungen der Unternehmensführung über die zukünftige Geschäftsentwicklung gerechtfertigt.⁴⁴ Solche juristischen und institutionellen Bindungen können beispielsweise Verträge mit Lieferanten oder Arbeitsverträge sein. Diese Verträge sind in der Regel über einen bestimmten Zeitraum geschlossen und können nur unter Einhaltung der jeweiligen Kündigungsfristen gekündigt werden. Folglich können diese fixen Kosten bei eintretenden Beschäftigungsschwankungen nicht reduziert werden, da die vertraglichen Bindungen unabhängig von der Entwicklung der Beschäftigung bestehen.⁴⁵

2.3.3 Ausgewählte praxisrelevante Probleme durch Fixkosten

Die Überkapazitäten in einzelnen Industriezweigen in Deutschland werden auf mindestens 20 Prozent geschätzt. Darüber hinaus kann eine durchschnittliche Umsatzrendite vieler Hersteller von unter einem Prozent festgestellt werden. Diese Situation hat bereits schon in den vergangenen Jahren zu massiven Kostensenkungsinitiativen geführt. Der Fokus lag hierbei insbesondere im Bereich der Prozess- und Einkaufsoptimierung. Der Rückgang des Marktwachstums im Zuge einer weltweiten Absatzkrise wird den Kosten- und Margendruck auf Grund der fortbestehenden Überkapazitäten noch weiter ansteigen lassen.

Den Herstellern gelingt es nur begrenzt, wachsende Kundenanforderungen sowie den Einzug neuer Technologien durch Preiserhöhungen an den Kunden weiterzugeben. Zusätzliche Kosten müssen vielmehr an anderen Stellen in der Wertschöpfungskette kompensiert werden. Durch Personalabbau und Senkung der Einkaufskosten ist es vielen

⁴³ Vgl. Küpper (1993), Sp. 650 f.

⁴⁴ Vgl. Heinen (1983), S. 521.

⁴⁵ Vgl. Heinen (1983), S. 521.

Herstellern gelungen, ihre eigene Kostensituation nachhaltig zu verbessern.

Eine weitere Maßnahme im Rahmen dieser Kostenpolitik ist sicherlich auch die Abgabe kostenintensiver Prozesse an vorgelagerte Wertschöpfungsstufen, wodurch die eigene Wertschöpfungstiefe verringert und die eigene Kostensituation positiv beeinflusst werden kann.

Fixkosten in Höhe von 30 Prozent erzeugen innerhalb einzelner Industrien einen hohen Wettbewerbsdruck und gleichzeitig die Notwendigkeit, die Kapazitäten auszulasten, was letztlich nur über Preissenkungen realisiert werden kann.

Sinkende Umsatzrenditen können unter anderem aus hohen Fixkosten resultieren. Diese Fixkosten entstehen wegen der hohen Anlagenintensität in einer Vielzahl von Industriezweigen. Anlagen erfordern Abschreibungen, die Fixkosten darstellen und im Krisenfall die Unternehmensgewinne aufzehren. Folglich ist die Kapazitätsauslastung eine extrem kritische Größe. Nur die Hersteller, die über flexible Kapazitäten verfügen, haben die Möglichkeit, positiv zu wirtschaften.⁴⁶

Fixkosten entstehen allerdings auch auf Grund hoher Zinsbelastungen. Folglich gilt es auch, den Verschuldungsgrad von Unternehmen zu untersuchen. Eine Analyse der Kapitalstruktur liefert Aufschluss über die Höhe des Eigenkapitals gemessen an der Höhe des Fremdkapitals. Je größer der Eigenkapitalanteil ist, desto abgesicherter ist ein Unternehmen gegenüber Krisen.⁴⁷ Insgesamt kann argumentiert werden, dass ein geringer Verschuldungsgrad die Handlungsfähigkeit eines jeden Unternehmens verbessert und so zur Stärkung von Erfolgspotentialen beitragen kann.

Das Problem der fixen Kosten ergibt sich insbesondere auf Grund der Unveränderlichkeit der Höhe der fixen Kosten bei Beschäftigungsänderungen. Dieses Phänomen wird als Beschäftigungsrisiko bezeichnet.⁴⁸

In dieser Arbeit soll unter dem Begriff ‚Risiko‘ die Gefahr von zukünftigen, mit negativen Konsequenzen verbundenen Abweichungen zwi-

⁴⁶ Vgl. Marschner (2004), S. 146.

⁴⁷ Vgl. Meyer (1959), S. 103.

⁴⁸ Vgl. Backhaus/Funke (1997), S. 30.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

schen geplanten und tatsächlich eintretenden Werten verstanden werden.⁴⁹ Auf Basis dieses Risikobegriffs wird der Begriff des Beschäftigungsrisikos wie folgt definiert: Das Beschäftigungsrisiko kennzeichnet die Gefahr, dass aufgrund von fixen Kosten ein tatsächlicher realisierter Verlust eintritt.⁵⁰

Falls fixe Kosten vorliegen, kann ein Sinken der Umsatzerlöse dazu führen, dass die Kosten nicht mehr durch die Umsatzerlöse gedeckt werden können. Treten fixe Kosten und Unsicherheit hinsichtlich der Umsatzerlöse gleichzeitig auf, so entsteht ein Beschäftigungsrisiko.

Grafisch lassen sich die Zusammenhänge zwischen Fixkosten, Umsatzerlösen und Beschäftigungsrisiko anhand der Break Even-Analyse veranschaulichen.⁵¹ Mit Hilfe dieser Analyse wird die kritische Beschäftigung, bei der der Gewinn in einen Verlust umschlägt, ermittelt. Diese kritische Beschäftigung kann anhand der grafischen Analyse aus dem Schnittpunkt der Gesamtkostenkurve mit der Kurve der Umsatzerlöse, dem sogenannten Break Even-Punkt, an dem weder ein Gewinn noch ein Verlust vorliegt, abgeleitet werden.⁵²

Bereits Schmalenbach stellte 1928 fest, dass das Beschäftigungsrisiko tendenziell umso höher ist, je höher die Fixkosten beziehungsweise die Fixkostenintensität ist, je höher die Abbauhemmnisse prinzipiell vermeidbarer fixer Kosten sind, je geringer die Sicherheit bezüglich einer Prognose der Umsatzerlöse ist und je geringer die Anpassungsfähigkeit einer Unternehmung an Beschäftigungsrückgänge ist.⁵³

Ein weiteres Problem, welches im Rahmen von Fixkosten entsteht, ist das Problem der Kostenremanenz.⁵⁴ Kostenremanenz kennzeichnet ein empirisches Phänomen. Kosten passen sich in ihrer Höhe nicht sofort an die Änderung des Beschäftigungsgrades an, sondern mit einer zeitli-

⁴⁹ Vgl. Macharzina (1999), S. 502 f.

⁵⁰ Vgl. Backhaus/Funke (1997), S. 30.

⁵¹ Vgl. Coenenberg (1992), S. 253 ff.

⁵² Vgl. Schweitzer/Troßmann (1998), S. 14.

⁵³ Vgl. Schmalenbach (1928), S. 241 ff.

⁵⁴ Remanenz ist ein physikalisches Phänomen. Remanenz (remanere, lateinisch = zurückbleiben) kennzeichnet eine naturwissenschaftliche Gesetzesmäßigkeit, die den remanenten Magnetismus bezeichnet. Remanente Kosten folgen dieser Gesetzesmäßigkeit nicht, da sie keine zwangsläufige Erscheinung darstellen.

chen Verzögerung.⁵⁵ Der Begriff der Kostenremanenz bezieht sich sowohl auf Beschäftigungsausweitungen als auch auf Beschäftigungsrückgänge. Bei Beschäftigungsrückgang gehen die Kosten nicht in gleichem Maße zurück, wie sie bei einer Beschäftigungsausweitung ursprünglich entstanden sind. Ursachen für Beschäftigungsrückgänge können beispielsweise sein: Konjunkturerinbrüche oder Entscheidungen über Produktionseinstellungen seitens der Unternehmung. In letztgenanntem Beispiel können die remanenten Kosten sogar so hoch sein, dass eine Produktionseinstellung unter Kostengesichtspunkten unwirtschaftlich ist und folglich eine Weiterführung der Produktion erfolgt. Remanente Kosten sind in diesem Fall als Barriere für eine Produktionseinstellung zu sehen.⁵⁶

Die Ursachen für das Auftreten von remanenten Kosten können unterschiedlich sein. Kostenremanenzen treten aufgrund zeitlicher Verzögerungen auf. So genannte ‚time lags‘ zwischen dem Eintritt der Handlungsnotwendigkeit, die durch einen Beschäftigungsrückgang gekennzeichnet ist, und der Wirkung der eingeleiteten Maßnahmen, hier in Form des tatsächlichen Abbaus der Kosten, entstehen. Die zeitlichen Verzögerungen werden unterteilt in Erkenntnisverzögerung, Handlungsverzögerung sowie Wirkungsverzögerung.⁵⁷

Kostenremanenzen treten auch aufgrund von rechtlichen, unternehmenspolitischen sowie personalpolitischen Maßnahmen auf. Rechtliche Ursachen sind beispielsweise Kündigungsschutzbestimmungen oder langfristig abgeschlossene Kaufverträge. Unternehmenspolitische Ursachen lassen sich auf Entscheidungen der Unternehmensführung zurückführen. Personalpolitische Maßnahmen können ebenfalls beispielsweise unter Rücksicht auf die Knappheit von speziell qualifiziertem Personal am Arbeitsmarkt zu Kostenremanenzen führen.⁵⁸

Kostenremanenzen gefährden die Existenz der Unternehmung. Deshalb werden sie im Rahmen eines ganzheitlichen Fixkostenmanagements immer stärker in den Fokus der Unternehmensführung gerückt.

⁵⁵ Vgl. Busse von Colbe (1958), Sp. 3460.

⁵⁶ Vgl. Schuh (1997), S. 35.

⁵⁷ Vgl. Welge/Hüttemann (1993), S. 64ff.

⁵⁸ Vgl. Heinen (1966), S. 9ff.

2.4 Begriffsabgrenzung ‚Controlling‘

Um im weiteren Verlauf der Ausführungen näher auf das Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen einzugehen, bietet es sich an, zunächst zu definieren, auf welcher Controlling-Definition und auf welcher Controlling-Konzeption die nachfolgenden Ausführungen basieren. Zu diesem Zweck wird im Folgenden erläutert, welches Verständnis des Begriffs ‚Controlling‘ vorliegt. Darüber hinaus wird untersucht, welche unterschiedlichen Controlling-Konzeptionen in der Literatur vorherrschend sind. Schließlich wird auch die – den vorliegenden Ausführungen zu Grunde liegende – Controlling-Konzeption nach Becker näher erläutert. In einem abschließenden Abschnitt soll darüber hinaus betrachtet werden, wie sich der aktuelle Forschungsstand zum Themenfeld ‚Controlling in mittelständischen Unternehmen‘ darstellt. Ähnlich wie hinsichtlich der Klärung des Begriffes ‚Mittelstand‘ liegen auch hinsichtlich der Klärung des Begriffes ‚Controlling‘ verschiedene Auffassung innerhalb der betriebswirtschaftlichen Literatur vor. Sinn dieses Beitrags soll es allerdings nicht sein, die Menge dieser Definitionen aufzuzeigen. An dieser Stelle soll lediglich untersucht werden, welche Controlling-Konzeption den folgenden Aussagen zu Grunde liegt. Der vorliegende Beitrag basiert auf der Controlling-Definition nach Becker. Demnach ist Controlling eine integrierte Aufgabe der Unternehmensführung, die im Dienste der Optimierung von Effektivität und Effizienz das initialisierende Anstoßen sowie das wertschöpfungsorientierte Ausrichten des Handelns von Betrieben sicherzustellen hat.⁵⁹ Wertschöpfung definiert Becker gleichrangig als die Bedarfsdeckung, die Bedürfnisbefriedigung sowie die Entgelterzielung.⁶⁰

2.4.1 Controllingkonzeptionen im Überblick

Controlling-Konzeptionen in der deutschsprachigen betriebswirtschaftlichen Literatur der letzten 20 Jahre machen unter anderem folgendes

⁵⁹ Vgl. Becker (1999), S. 3.

⁶⁰ Vgl. Becker (1996), S. 28.

deutlich: Controlling wird überwiegend als Teilfunktion der Führung verstanden.⁶¹ Dem Controlling kann stets eine Entscheidungs- und eine Verhaltenssteuerungsfunktion zugeordnet werden.⁶² Die Entscheidungsfunktion des Controlling basiert auf der Annahme, dass auf Grund begrenzter menschlicher Informationsverarbeitungskapazitäten die Gesamtentscheidungsaufgabe eines Unternehmens in Teilentscheidungen zerlegt wird und auf dezentrale Entscheidungsträger delegiert werden muss. Zwischen den einzelnen Teilentscheidungen bestehen Interdependenzen, die einen sachlichen Abstimmungsbedarf hervorrufen, welcher durch das Controlling gestützt werden soll.⁶³ Neben der Entscheidungsfunktion wird in vielen Controlling-Konzeptionen auch eine Verhaltenssteuerungsfunktion des Controlling propagiert. Controlling bewältigt in diesem Zusammenhang auftretende Verhaltensinterdependenzen innerhalb der Unternehmung.⁶⁴ Es trägt folglich zur Entschärfung (der Folgen) von Zielkonflikten bei asymmetrisch verteilten Informationen zwischen Unternehmensleitung und Entscheidungsträgern bei.⁶⁵

2.4.2 Controllingkonzeption nach Becker

Der vorliegende Beitrag basiert auf der Controlling-Konzeption von Becker. Die Controlling-Konzeption nach Becker kann als eine führungsintegrative beziehungsweise führungs-generische Sicht auf das Controlling verstanden werden.⁶⁶ Controlling soll einen Beitrag zur Erfüllung des unternehmerischen Oberziels leisten. Das unternehmerische Oberziel sieht Becker in der langfristigen Existenzsicherung des Unternehmens.⁶⁷ Folglich soll das Controlling die Effektivität und Effizienz des unternehmerischen Handelns erhöhen. Das Oberziel einer

⁶¹ Vgl. Wall (2008), S. 466.

⁶² Vgl. Ewert/Wagenhofer (2005), S. 7.

⁶³ Vgl. Ewert/Wagenhofer (2005), S. 9.

⁶⁴ Vgl. Ewert/Wagenhofer (2005), S. 7.

⁶⁵ Vgl. Küpper (2007), S. 14.

⁶⁶ Vgl. Becker (1999), S. 22.

⁶⁷ Vgl. Becker (1999), S. 10.

jeden Unternehmung wird demnach spezifiziert in: Wertziele, Produkt- und Marktziele, Prozessziele sowie Ressourcenziele.⁶⁸ Die originäre Funktion des Controlling ist nach Becker die so genannte Lokomotionsfunktion des Controlling, die allerdings nur dann wahrgenommen werden kann, wenn die derivativen Funktionen des Controlling erfüllt werden. Die derivativen Funktionen des Controlling sind demnach einerseits die Sicherung wechselseitiger Abstimmung (Integration, Koordination und Adaption) von Führung und Ausführung sowie andererseits die Schaffung von Informationskongruenz innerhalb von Führung und Ausführung.⁶⁹ Die Erfüllung der originären Funktion des Controlling, der Lokomotion, beruht auf der entsprechenden Information und Abstimmung (Koordination) von Führung und Ausführung auf Grundlage von pretialen Lenkungsmechanismen. Das Management übernimmt die Aufgabe der Lokomotion, während die Controller die Abstimmung im Unternehmen sicherstellen sowie Informationskongruenz herstellen. Informationskongruenz liegt jeweils bei Abstimmung von Informationsbedarf, -angebot und -nachfrage vor.⁷⁰

2.5 Controlling im Mittelstand

2.5.1 Notwendigkeit und Besonderheiten

Viele mittelständische Unternehmen sind gewachsene Kleinunternehmen. Ihre Unternehmensorganisation basiert in hohem Maß auf Improvisation, Intuition und Koordination durch persönlichen Kontakt. Steigt die Größe des Unternehmens, sinkt gleichzeitig die Möglichkeit, die Unternehmensstruktur zu überschauen. Gleichzeitig steigt die Spezialisierung der Mitarbeiter. Dies alles lässt den Koordinationsbedarf überproportional ansteigen. Ab einer bestimmten Größe beziehungsweise bei Überschreiten von spezifischen Wachstumsschwellen besteht der Bedarf einer personalen, auf den Leiter des Unternehmens zuge-

⁶⁸ Vgl. Becker (1999), S. 11.

⁶⁹ Vgl. Becker (1999), S. 3.

⁷⁰ Vgl. Becker (2007), S. 46.

schnittenen Führung und der Bedarf einer formalen Führungsorganisation.⁷¹

Bestandteil dieser Führungsorganisation ist unter anderem auch ein Controllingssystem, welches ein Planungs-, Kontroll- und Berichtssystem beinhaltet sowie der Steuerung des Unternehmens dient.⁷²

So sind auch mittelständische Unternehmen einer steigenden Dynamik, die nicht zuletzt durch einen globalen Wettbewerb ausgelöst wird, ausgesetzt. Dies führt unter anderem dazu, dass viele unternehmerische Entscheidungen auf strategischer Ebene getroffen werden müssen. Sofern eine personale Führungsorganisation vorliegt, besteht die Gefahr, dass durch die hohen Belastungen im operativen Bereich strategische Aspekte vernachlässigt werden.⁷³

An das Führungssystem in mittelständischen Unternehmen müssen hohe Anforderungen gestellt werden, die sich unter anderem durch hohe Flexibilität, die diese Unternehmen aufweisen müssen, um im Markt wettbewerbsfähig zu sein, begründen lässt. Das Führungssystem kleiner und mittlerer Unternehmen muss folglich ein hohes Maß an ökonomischer Rationalität aufweisen. Diese Rationalität kann nur durch ein ausgebautes Planungs- und Kontrollsystem realisiert werden. Eine Entlastung findet die Unternehmensführung dabei mit Hilfe des Controlling, welches die Unternehmensführung mit Informationen versorgt, Entscheidungen vorbereitet, einen Teil der Koordination übernimmt und mit betriebswissenschaftlichen Methodenwissen unterstützt.⁷⁴

Darüber hinaus erfordern auch gesetzliche und ökonomische Rahmenbedingungen zunehmend die Implementierung von Planungs-, Kontroll- und Berichtssystemen. Diese Systeme haben eine hohe Bedeutung für die Sicherung des unternehmerischen Erfolgs. Sie sind daher nicht selten auch Gegenstand der Bewertung von Banken und Rating-Agenturen bei der Kreditvergabe.⁷⁵

⁷¹ Vgl. Kieser/Walgenbach (2007), S. 320-324.

⁷² Vgl. Dintner (1999), S. 61f.; Kosmider (1994), S. 78f.

⁷³ Vgl. Lengenhausen (1998), S. 42.; Berens/Wüller (2007), S. 397.

⁷⁴ Vgl. Kosmider (1994), S. 78ff.

⁷⁵ Vgl. Wambach/Wunderlich (2002), S. 43.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

Am 01. Mai 1998 ist zudem das Gesetz zur Kontrolle und Transparenz im Unternehmensbereich (KonTraG) in Kraft getreten. Es fordert von der Unternehmensleitung die Einrichtung eines Frühwarnsystems für Risiken. Dieses Frühwarnsystem könnte auch im Rahmen eines strategischen Controlling zum Einsatz kommen. Zwar enthält das Gesetz nur verbindliche Vorschriften für Aktiengesellschaften, allerdings erwarten Experten auf Grund der Begründung des Gesetzes auch, dass die Sorgfaltspflichten für Geschäftsführer anderer Rechtsformen entsprechend erweitert werden.⁷⁶ Weiterhin ist die Geschäftsführung von prüfungspflichtigen Gesellschaften mit beschränkter Haftung (GmbH) verpflichtet, im Lagebericht über potentielle Risiken zu berichten. Wird hiergegen verstoßen, drohen Strafbarkeit der Geschäftsleitung und deren persönliche Haftung.

2.5.2 Besondere Anforderungen und Einsatzbedingungen

Die Hauptaufgabe des Controlling in mittelständischen Unternehmen unterscheidet sich nicht von der in Großunternehmen. Sie besteht in Aufbau und Pflege eines Informationssystems, welches an das Unternehmen angepasst ist und der Führungsunterstützung dient. Es hat die Aufgabe, die Unternehmung und deren Umwelt zu analysieren. Darüber hinaus soll es Ziele planen, Strategien und Maßnahmen zur Zielerreichung unterstützen sowie eine Kontrolle der Zielerreichung vornehmen.⁷⁷ Dieses Informationssystem soll die Unternehmensleitung entlasten und somit als Führungsunterstützung dienen.⁷⁸

Häufig gibt es in mittelständischen Unternehmen keine dezidierte Controllerstelle. Dies wird häufig damit begründet, dass ein Controller als hochqualifizierter Mitarbeiter zu teuer für das Unternehmen sei. Es wird weiterhin befürchtet, dass ein Controller das Kompetenz- und Machtgefüge eines Unternehmens verändern könnte und durch die Aufdeckung von Managementfehlern ein Autoritäts- oder Machtverlust

⁷⁶ Vgl. Faißt (2002), S. 33.

⁷⁷ Vgl. Horváth/Weber (1997), S. 337f.

⁷⁸ Vgl. Neumann (1999), S. 29-32.

der Unternehmensleitung herbeigeführt werden könnte.⁷⁹ Inwiefern eine Controllerstelle eingerichtet wird, hängt nicht nur von der Größe des Unternehmens ab, sondern auch vom Führungsstil der Geschäftsleitung.

In kleinen Unternehmen erscheint die Einrichtung einer Controllerstelle aus Wirtschaftlichkeitsbetrachtungen heraus oftmals nicht lohnenswert. Die Controlleraufgaben werden den bereits im Unternehmen vorliegenden Stellen zugeordnet. Oft ist dies der Leiter des Rechnungswesens, da er die Informationsversorgung des Unternehmens koordiniert. Das moderne Controlling entfernt sich zunehmend vom vergangenheitsorientierten Rechnungswesen. Folglich könnte der Controller von einer zukunftsorientierten und funktionsübergreifenden Controllingkonzeption überfordert sein.⁸⁰ Es wäre daher vorteilhafter, innerhalb der Geschäftsleitung eine Stabstelle für einen Controller einzurichten.⁸¹

Die Einführung des Controlling wird zusätzlich dadurch erschwert, dass in vielen mittelständischen Unternehmen ein geringes methodisches betriebswirtschaftliches Wissen vorliegt.⁸² Der Controller muss daher über ein gewisses didaktisches Geschick verfügen. Er sollte als Generalist agieren und über ein breitgefächertes Allgemein- und Fachwissen verfügen.⁸³

Häufig ist das Controlling in mittelständischen Unternehmen nicht wie in Großunternehmen nach Funktionsbereichen gegliedert. So muss der Controller über Kenntnisse aus Marketing-, Finanz-, Produktion- und Beschaffungscontrolling verfügen. So sind die Ansprüche an den mittelständischen Controller sehr viel umfassender als die an den Controller eines Großunternehmens.

Auf Grund der begrenzten Ressourcen ist in mittelständischen Unternehmen ein schlankes und effizientes Controlling erforderlich. Die Informationsbereitstellung muss durch Wirtschaftlichkeitsüberlegun-

⁷⁹ Vgl. Dintner (1999), S. 64f.; Lengenhausen (1998), S. 43.

⁸⁰ Vgl. Neumann (1999), S. 34.; Kosmider (1994), S. 84.; Dintner (1999), S. 65.

⁸¹ Vgl. Kosmider (1994), S. 84.

⁸² Vgl. Lengenhausen (1998), S. 46f.

⁸³ Vgl. Horváth/Weber (1997), S. 340.

gen gesteuert und am Bedarf der Empfänger ausgerichtet werden.⁸⁴ So muss der Controller durch Vermittlung von Controllingwissen versuchen, möglichst viele Entscheidungsträger zum Selbstcontrolling zu bewegen. Dies erreicht er durch Vermittlung von Controlling- und Methodenwissen. Bei der Entwicklung eines Planungs- und Kontrollsystems muss stets darauf geachtet werden, dass die für den Mittelstand typische Flexibilität erhalten bleibt. So darf das Controlling die unternehmerische Institution nicht beeinträchtigen, sondern lediglich unterstützen, überprüfbar machen und zielorientiert gestalten.⁸⁵

3. Status Quo der Forschung

3.1 Aktueller Forschungsstand zum Controlling im Mittelstand

Nicht gerade im Mittelpunkt der Controllingforschung stand bislang die Analyse der Gestaltung des Controlling in mittelständischen Unternehmen.⁸⁶ Es gibt nur wenige konzeptionelle Beiträge wie etwa den von Horváth und Weber, die sich explizit mit den Besonderheiten, die die Gestaltung des Controlling in kleinen und mittleren Unternehmen beeinflussen, beschäftigen.⁸⁷ Die konzeptionellen bisherigen Überlegungen zum Controlling in mittelständischen Unternehmen haben sich ausschließlich damit befasst, wie die Instrumente des Controlling, die ursprünglich für große Unternehmen konzipiert wurden, auf kleinere und mittlere Unternehmen übertragen werden können beziehungsweise wie hoch der Nutzungs- und Verbreitungsgrad von Controlling-Instrumenten im Mittelstand tatsächlich ist. Diese Forschungen kommen in der überwiegenden Zahl zu dem Schluss, dass innerhalb der Controlling-Praxis in kleinen und mittleren Unternehmen ein Defizit festgestellt werden muss. Dieses Defizit bezieht sich allerdings nicht nur auf die Nutzungsintensität und/ oder den Verbreitungsgrad von

⁸⁴ Vgl. Horváth (1992), S. 4.

⁸⁵ Vgl. Kosmider (1994), S. 80.

⁸⁶ Vgl. Scheytt (2003), S. 119.

⁸⁷ Vgl. Horvath/Weber (1997), S. 340.

Controlling-Instrumenten, sondern nimmt auf das Controllingverständnis generell, die Verzahnung von internen und externen Rechnungswesen oder auch die Nutzung eines konzeptionell geschlossenen Ergebniscontrollings Bezug.⁸⁸

Eine Untersuchung von Flacke aus dem Jahr 2007 macht die beschriebenen Defizite deutlich: Von den insgesamt 157 untersuchten mittelständischen Unternehmen des verarbeitenden Gewerbes mit einer Mitarbeiterzahl zwischen zehn und 499 Mitarbeitern verfügen lediglich 22 Prozent über eine eigenständige Controlling-Abteilung.⁸⁹

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt die empirische Untersuchung/ Analyse von Rautenstrauch und Müller aus dem Jahr 2005: 34 Prozent der insgesamt 188 befragten mittelständischen Unternehmen des verarbeitenden Gewerbes mit einer Mitarbeiterzahl zwischen 20 und 500 Mitarbeitern verfügen über eine eigenständige Controlling-Abteilung.⁹⁰ Diese und andere Untersuchungen zum Controlling im Mittelstand belegen, dass in mittleren und kleinen Unternehmen zumindest erkannt worden ist, wie wichtig die Existenz einer eigenständigen Controllingstelle und/ oder Controllingabteilung tatsächlich ist.

Hoogen und Lingnau, die die empirischen Untersuchungen der letzten 20 Jahre zum Controlling im Mittelstand betrachten, können in diesem Zusammenhang eine insgesamt positive Entwicklung hin zu einem institutionalisierten Controlling verzeichnen. Allerdings stellen sie fest, dass sich diese Entwicklung recht langsam und abhängig von der Unternehmensgröße vollzieht.⁹¹

3.1.1 Kosmider

Kosmider hat 1998 eine Erhebung von 110 Unternehmen der verarbeitenden Industrie im Bezirk der Industrie- und Handelskammer Koblenz durchgeführt. Die Unternehmen wiesen eine Mitarbeiterzahl von mindestens 20 Mitarbeitern auf. Ausgewertet wurden 440 Fragebögen. Die

⁸⁸ Vgl. Männel (2002), S. 5.

⁸⁹ Vgl. Flacke (2008), S. 279.

⁹⁰ Vgl. Rautenstrauch (2005), S. 202.

⁹¹ Vgl. Hoogen/Lingnau (2008), S. 112.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

Auswertung basierte zum einen auf einer deskriptiven Analyse des Controlling im Mittelstand und zum anderen auf einer Überprüfung von Forschungshypothesen mittels Kontingenzkoeffizienten nach Pearson.⁹² Inhaltliche Themenschwerpunkte der Studie waren Funktion, Ausmaß und Träger des Controlling sowie systematische Einflussfaktoren auf die Gestaltung des Controlling. Die Untersuchung zeigte, dass Kontrollfunktionen und Schwachstellenermittlung den Schwerpunkt der Controllingaufgaben bilden. Darüber hinaus ließ sich beobachten, dass sich das Controlling im Mittelstand auf operative Instrumente fokussiert. Träger des Controlling waren überwiegend die Geschäftsführung oder die Leitung des Rechnungswesens. Folglich lagen häufig gar keine Controllerstellen in den befragten Unternehmen vor. Die Unternehmensgröße erwies sich zudem als zentraler Einflussfaktor auf die Ausgestaltung des Controlling.⁹³

3.1.2 Lengenhausen

Die Befragung von Lengenhausen stützt sich auf Daten aus dem Jahr 1992. Insgesamt hat er 1084 Unternehmen mit 20 bis 500 Mitarbeitern im Bereich der Handelskammer Bremen angeschrieben. So konnte er 139 Fragebögen in seine Auswertung einbeziehen. Die Auswertung basierte auf einer deskriptiven Analyse des Controlling. Darüber hinaus wurden vermutete Abhängigkeiten mittels einer Regressionsanalyse überprüft.⁹⁴

Als grundsätzliches Ergebnis der Erhebung kann festgestellt werden, dass in Bezug auf Einsatzhäufigkeiten und Verbreitung von Controllinginstrumenten offensichtlich massive Mängel vorliegen. Diese Mängel treten zudem mit abnehmender Betriebsgröße verstärkt auf.⁹⁵

So nutzen 70 Prozent der in der Stichprobe vertretenen Unternehmen eine Liquiditätsplanung und -überwachung; 58 Prozent eine Kosten- und Erlösrechnung auf Ist-Kostenbasis und 8,5 Prozent setzen eine

⁹² Vgl. Kosmider (1994), S. 90f.

⁹³ Vgl. Kosmider (1994), S. 171ff.

⁹⁴ Vgl. Lengenhausen (1998), S. 63.

⁹⁵ Vgl. ebenda, S. 147-154.

Grenzplankostenrechnung ein. Dynamische Verfahren und Kennzahlen werden in 55 Prozent der Unternehmen genutzt – allerdings überwiegend in größeren Unternehmen.

Lengenhäusen stellt darüber hinaus fest, dass lediglich 25 Prozent der in der Stichprobe vertretenen Unternehmen eine Controllierstelle aufweisen. Häufig werden die Aufgaben eines Controllers lediglich von der Geschäftsführung übernommen. Festgestellt werden kann, dass die Qualifikation der Controllingträger einen hohen Einfluss auf die Ausgestaltung und die Einsatzhäufigkeiten der Controllinginstrumente hat.⁹⁶

3.1.3 Ossadnik et al.

Ossadnik et al. führten 2002 eine empirische Studie in der Region Osnabrück-Emsland durch. Erfasst wurden hierbei 1.470 mittelständische Unternehmen. Die Adressen basierten auf der Datenbank des Instituts für Mittelstandsfragen an der Universität Osnabrück. 169 Fragebögen wurden auf Basis einer deskriptiven Analyse untersucht. Weiterhin wurden vermutete Wirkungszusammenhänge mittels Korrelationskoeffizienten überprüft.⁹⁷

64 Prozent der befragten Unternehmen verfügen laut der Studie von Ossadnik et al. über eine eigene Controllierstelle. Die in der Stichprobe vertretenen Unternehmen gaben an, dem Controlling eine hohe Bedeutung für den Erfolg des Unternehmens beizumessen. Sie waren darüber hinaus bestrebt, ein adäquates Controllingsystem zu implementieren. Instrumentell wurde festgestellt, dass eine Konzentration auf operative Instrumente der Planung, Kontrolle und Informationsversorgung vorliegt. Laut Meinung der Probanden liegt der Schwerpunkt der Controllingaufgaben in der Identifikation betrieblicher Schwachstellen und Engpässe.

Als Einflussfaktor auf das Controllingsystem stellen Ossadnik et al. ebenfalls die Betriebsgröße dar: Je größer das Unternehmen desto höher die Wahrscheinlichkeit für das Vorhandensein eines institutionalisierten Controllingsystems.

⁹⁶ Vgl. Lengenhäusen (1998), S. 151.

⁹⁷ Vgl. Ossadnik et al. (2003), S. 46ff.

sierten Controllings, desto höher das Maß, in dem das Controllingverständnis umgesetzt wird und desto höher das Bedeutungsgewicht des Controlling. Laut der Studie haben allerdings Einflussfaktoren wie Organisationsstruktur oder Rechtsform keinen signifikanten Einfluss auf das Controlling.

3.1.4 Rautenstrauch/ Müller

In 2003 haben Rautenstrauch und Müller eine Fragebogenaktion postalischer Art durchgeführt. Befragt wurden 1.568 Unternehmen des produzierenden Gewerbes mit 20 bis 50 Beschäftigten in den Bezirken der Industrie- und Handelskammer Lippe und Ostwestfalen. 188 Fragebögen wurden einer deskriptiven Analyse unterzogen. Dabei wurden sowohl Aspekte des strategischen Controlling als auch der Investitionsplanung betrachtet. Die antwortenden Unternehmen haben zu 50 Prozent nicht mehr als 50 Beschäftigte und zu 45 Prozent einen Jahresumsatz von weniger als zehn Millionen Euro.

Die Untersuchung von Rautenstrauch und Müller zeigt, dass kleine und mittlere Unternehmen verstärkt eine operative und weniger eine strategische Ausrichtung aufweisen. Den geringsten Einsatzgrad weisen unter allen abgefragten Instrumenten die Stärken-Schwächen-Analyse sowie die Balanced Scorecard auf. Allerdings waren diese Instrumente auch der Hälfte der befragten Unternehmen bekannt.

Ein weiteres Ergebnis der Untersuchung von Rautenstrauch und Müller ist, dass mit zunehmender Größe des Unternehmens die Wahrscheinlichkeit für den Einsatz der Balanced Scorecard steigt. Zudem weisen erfolgreiche Unternehmen einen höheren Einsatzgrad der Balanced Scorecard auf als Unternehmen, die gemessen am Branchendurchschnitt weniger erfolgreich sind.⁹⁸

50 Prozent der Befragten treffen ihre Investitionsentscheidungen auf Grundlage von Schätzungen und Erfahrungswerten. 20 Prozent der Unternehmen in der Stichprobe verwenden dynamische Investitionsver-

⁹⁸ Vgl. Rautenstrauch/Müller (2006a), S. 17.

fahren, was für eine geringe Bedeutung dieser Verfahren in kleinen und mittleren Unternehmen spricht.⁹⁹

Während die bisher aufgeführten empirischen Studien hinsichtlich der Abgrenzung ihres Untersuchungsobjekts das Controlling als Ganzes betrachten, beziehen sich die folgenden Ausführungen jeweils auf spezifische Elemente des Controlling in mittelständischen Unternehmen.

3.1.5 Reitmeyer/ Frank

Reitmeyer und Frank führten 1998 eine Befragung von 500 Unternehmen mit 50 bis 1000 Mitarbeitern durch. Die Unternehmen entstammten fünf verschiedenen Branchen des produzierenden Gewerbes. Unter anderem wurden die Gestaltungsmöglichkeiten und die Erfolgswirksamkeit von Kostenrechnungssystemen im Mittelstand untersucht. Die Autoren stellten einen positiven Zusammenhang zwischen der Plan-, Prozess- und Deckungsbeitragsrechnung zur instrumentellen Nutzung der Kostenrechnung zur Fundierung von Entscheidungen fest. Für die Vollkostenrechnung konnte allerdings kein positiver Effekt auf die Fundierung von Entscheidungen festgestellt werden. Der Einsatz der Plankostenrechnung – so die Ergebnisse der Studie – ist in starkem Maße abhängig von der Größe des Unternehmens. Ein vorwiegend geringer Nutzungsgrad dieses Instruments lässt – so die Autoren – auf eine geringe kostenrechnerische Durchdringung des betrieblichen Ablaufs schließen.¹⁰⁰

3.1.6 Zimmermann

Im Jahr 2000 hat Zimmermann 84 Interviews in international tätigen mittelständischen Unternehmen durchgeführt. Ziel dieser persönlichen Befragung war die Untersuchung des Stands des Controlling in diesen Unternehmen. Auf Basis einer Spearman-Korrelationsanalyse testete Zimmermann ein Modell zu Erklärung von Gründen, Barrieren und des

⁹⁹ Vgl. Rautenstrauch/Müller (2006b), S. 101f.

¹⁰⁰ Frank/Reitmeyer (1999), S. 17.

Erfolgs der Einführung des Controlling in international tätigen mittelständischen Unternehmen.¹⁰¹

Auf eine ausführliche Darstellung der Ergebnisse wird an dieser Stelle verzichtet, da die Einführung eines Controlling-Systems in mittelständischen Unternehmen in diesem Beitrag nicht fokussiert werden soll.

3.2 Aktueller Forschungsstand zum Fixkostenmanagement im Mittelstand

3.2.1 Definition Fixkostenmanagement

Die Analyse der Fixkosten steht nicht gerade im Mittelpunkt der traditionellen Kostenkontrolle. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass fixe Kosten als wenig beeinflussbar angesehen werden und eine Vielzahl von Controllinginstrumenten die variablen Kostenanteile betonen.¹⁰² Allerdings ist die Nichtbeachtung der Fixkosten unter Controllinggesichtspunkten unbefriedigend, da ein hoher Teil der Kosten in Unternehmen – egal ob mittelständischer Prägung oder nicht – fixen Charakter hat.¹⁰³

Auch fixe Kosten sind beeinflussbar – ihr Kostencharakter entspringt schließlich dem kurzfristigen, operativen Zeithorizont der Kostenrechnung. Fix heißt allerdings nicht, dass diese Kosten unweigerlich fix sind. So können etwa Fixkostenabbaupotentiale im Rahmen eines Kostenmanagements wirkungsvoll identifiziert werden. Darüber hinaus sollte jedes Unternehmen Interesse an der Etablierung eines prophylaktischen Fixkostenmanagements haben. Gerade Unternehmen mit sehr hohen Fixkostenanteilen könnten sich so vor Kostenstrukturproblemen schützen beziehungsweise frühzeitig Maßnahmen eines Fixkostenabbaus ergreifen.¹⁰⁴

¹⁰¹ Die Studienergebnisse wurden 2001 veröffentlicht. Vgl. dazu Zimmermann (2001).

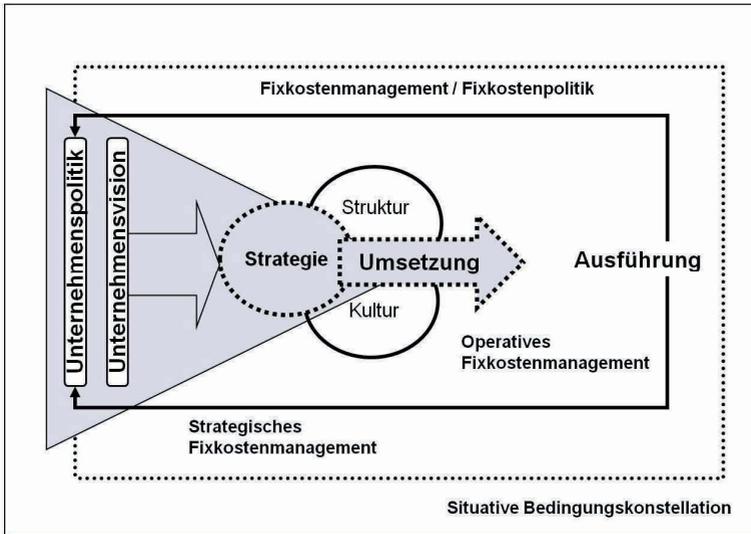
¹⁰² Vgl. Stelling (2005), S. 107.

¹⁰³ Vgl. hierzu Backhaus/Funke (1997).

¹⁰⁴ Vgl. Stelling (2005), S. 107.

Der konzeptionelle Rahmen, der zum einen die Definition des Fixkostenmanagement liefert und zum anderen den Ausgangspunkt der weiteren Betrachtungen darstellt, kann der nachfolgenden Abbildung entnommen werden.

Abbildung 2: Fixkostenmanagement¹⁰⁵



3.2.2 Fixkostenmanagement im Mittelstand

Dass sich die Kostenstrukturen zugunsten der Fixkosten verändern, darauf verweisen gerade im Bereich des Rechnungswesens eine kaum überschaubare Anzahl von Publikationen. Allerdings wird dies nur in sehr wenigen empirischen Untersuchungen fundiert dargestellt. Die Forschung im Bereich Fixkostenentwicklung und Fixkostenmanagement der letzten Jahre können auf zwei Forschungsarbeiten zurückgeführt werden.

¹⁰⁵ In Anlehnung an Becker (2009), S. 109.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

So beschäftigt sich die Dissertation (1995)¹⁰⁶ von Funke mit der Thematik ‚Fixkosten und Beschäftigungsrisiko‘. Er greift dabei zwei wesentliche Analyserichtungen auf:

1. Analyse von Veränderungen der Kostenstruktur (Fixkostenstruktur) und
2. Analyse von Auswirkungen der Veränderungen der Kostenstruktur auf das Beschäftigungsrisiko (Hypothese eines zunehmenden Beschäftigungsrisikos).

Huther nimmt in seiner Dissertation aus dem Jahre 2005 unter anderem zu folgenden Aspekten des Fixkostenmanagements Bezug¹⁰⁷:

3. Allgemeine Einschätzung der Bedeutung;
4. Ziele und Wirksamkeit;
5. Ursachen, Anwendungsbereiche und Einfluss im Unternehmen sowie
6. Bekanntheitsgrad, Anwendung, Einschätzung der Leistungsfähigkeit und Hemmnisse für die Anwendung von Instrumenten.

4. Empirische Analyse

4.1 Forschungsansatz ‚Fallstudie‘

Die Fallstudie soll als empirische Methode des noch durchzuführenden, empirischen Vorhabens gewählt werden. Bei einer Fallstudie handelt sich nicht um eine Erhebungsmethode, sondern um einen Forschungsansatz.¹⁰⁸ Witzel (1982) betont, dass der Ansatz der Fallanalyse das gesamte Spektrum der sozialwissenschaftlichen Erhebungsmethoden subsumiert. Deshalb werden Fallanalysen auch als ‚approach‘ bezeichnet.¹⁰⁹ Yin betont, dass das Verwenden von quantitativen Analysen neben qualitativen Beobachtungen die Chance vergrößert, eine valide Fallstudienforschung zu betreiben.¹¹⁰ Wichtig dabei ist nur, alle notwendi-

¹⁰⁶ Vgl. Funke (1995).

¹⁰⁷ Vgl. Huther (2005).

¹⁰⁸ Vgl. Lamnek (1995), S.4).

¹⁰⁹ Vgl. Witzel, 1982, S. 78.

¹¹⁰ Vgl. Yin (1994), S. 14 und Lamnek (1995), S. 8.

gen Datenquellen zu beschreiben, um das Forschungsobjekt (Phänomen) in angemessener Art und Weise wiederzugeben. Die Fallstudienforschung ist ein offenes Konzept. Es werden also weder die Eingrenzung der Datenquellen noch die Ausgestaltung der Fallstudie selbst strikt vorgegeben.¹¹¹

4.2 Skizzierung des Forschungsvorhabens

4.2.1 Analyseniveau

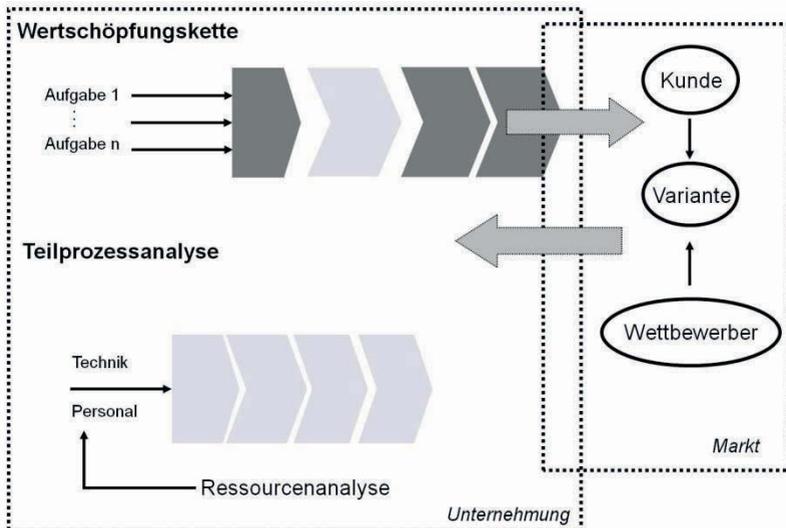
Ausgangspunkt für die Analyse des Fixkostenmanagements in mittelständischen Unternehmen bildet der Wertschöpfungsgedanke. Dabei wird die Unternehmung als Wertschöpfungskette betrachtet. Die Unternehmung bearbeitet Aufgaben, welche in verschiedene Teilaufgaben (Aufgabe 1 bis n) zerlegt werden sollen. Jede Teilaufgabe durchläuft die Wertschöpfungskette der Unternehmung. Teilaufgaben können nacheinander oder parallel bearbeitet werden. Darüber müssen nicht alle Teilaufgaben alle Wertschöpfungsstufen durchlaufen, sondern können einzelne Teile der Wertschöpfungskette auch überspringen. Jede Wertschöpfungskette endet mit der Befriedigung von Kundenbedürfnissen am Markt. Dabei wird die Ausgestaltung einer jeden Wertschöpfungskette erheblich durch die jeweiligen Kunden einer Unternehmung beeinflusst, da diese mittels ihrer Bedürfnisse die Ausgestaltung der Wertschöpfungskette beeinflussen. Darüber hinaus agiert jede Unternehmung in einem Wettbewerbsumfeld, so dass neben Kunden auch Wettbewerber einen erheblichen Anteil an der Ausgestaltung der Wertschöpfungskette der Unternehmung haben.

Im Rahmen der angestrebten Fallstudienuntersuchung sollen nicht alle Prozesse innerhalb einer Wertschöpfungskette untersucht werden. Vielmehr wird eine Wertschöpfungsstufe ausgewählt und deren Tätigkeit in einzelne Teilprozesse zerlegt. Alle Teilprozesse der ausgewählten Wertschöpfungsstufe werden hinsichtlich ihres Ressourceneinsatzes analysiert. Die Ressourcenanalyse bezieht sich sowohl auf die Ressource

¹¹¹ Vgl. Lamnek (1995), S. 17.

Technik als auch auf die Ressource Personal. Diese Vorgehensweise, die das Analyseniveau des Forschungsvorhabens beschreibt, kann der nachfolgenden Abbildung entnommen werden.

Abbildung 3: Analyseniveau¹¹²



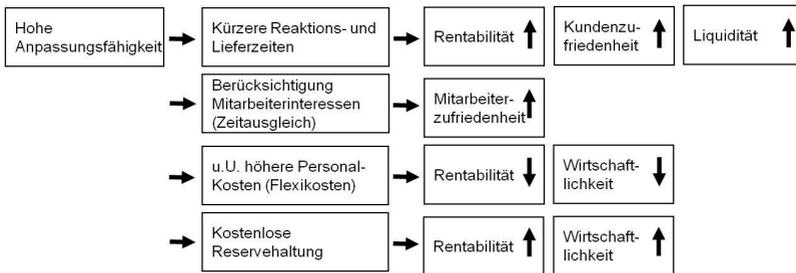
4.2.2 Analyse des Flexibilisierungspotentials der Personalkosten

Einen möglichen Ansatzpunkt bildet die Analyse der Personalkosten. Dabei werden die gesamten Erlös- und Kostenstrukturen der Unternehmung betrachtet und jährliche Belastungsschwankungen im Sinne der Kapazitätsauslastung der Unternehmung analysiert. Dabei könnte die Analyse auf das Flexibilisierungspotential der Personalkosten im Sinne einer Jahresarbeitszeitbetrachtung unter dem Einfluss flexibler Arbeitszeitregelungen fokussiert werden, so dass schließlich ein Modell zur Flexibilisierung der Personalkosten-Strukturen einer Unternehmung

¹¹² Eigene Darstellung

mung abgeleitet werden könnte. So entstünde eine Art Erfolgsmatrix. Diese soll aufzeigen, welche betriebswirtschaftlichen Wirkungen aus einer erhöhten Anpassungsfähigkeit der Unternehmung resultieren. Beispielhaft wird dies in der nachfolgenden Abbildung dargestellt.

Abbildung 4: Erfolgsmatrix Flexibilisierungspotential¹¹³



5. Ausblick

Die noch zu erarbeitende Fallstudienanalyse soll aufzeigen, welches Potential eine planvolle und unternehmensindividuelle Gestaltung der Arbeitszeit im Sinne einer weitreichenden Fixkostenflexibilisierung bietet.

Dabei darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass jede Flexibilisierung an Grenzen stößt. So bietet der gesetzliche Rahmen in Deutschland insbesondere aus tarifpolitischer Sicht Spielräume. Gesetzliche Rahmenbedingungen können und dürfen allerdings innerhalb der Fallstudienanalyse nicht unberücksichtigt bleiben.

Des Weiteren wird jede Unternehmung auch innerbetriebliche Anlässe vorfinden, die eine proaktive Gestaltung der Kosten- und Erlösstrukturen erzwingen. Letztlich könnte so die gesamte Kostenstruktur im Sinne des Ausbaus strategischer Wettbewerbsvorteile verbessert werden.

¹¹³ In Anlehnung an Beyer (1990), S. 41.

Ökonomische Effizienz, die sich letztlich aus einer flexiblen Gestaltung von Arbeitszeiten ableiten lässt, sollte daher verstärkt als Instrument einer markt- und wettbewerbsorientierten Unternehmensführung betrachtet werden.

6. Literatur

- Ackermann, Karl-Friedrich/Hofmann, Mathias (Hrsg., 1990): Innovatives Arbeitszeit- und Betriebszeitmanagement, Frankfurt am Main.
- Adam, Dietrich (1970): Entscheidungsorientierte Kostenbewertung, Wiesbaden.
- Adam, Dietrich (1997): Produktions-Management, 8. vollst. überarb. u. wesentl. erw. Aufl., Wiesbaden.
- Backhaus, Klaus/Funke, Stephan (1997): Fixkostenmanagement, in: Franz/Kajüter (Hrsg., 1997), S.29-43
- Becker, Wolfgang (1996) : Stabilitätspolitik für Unternehmen: Zukunftssicherung durch integrierte Kosten- und Leistungsführerschaft, Wiesbaden.
- Becker, Wolfgang (1999) : Begriff und Funktionen des Controlling, Bamberger Betriebswirtschaftliche Beiträge, No. 106.
- Becker, Wolfgang (2007) : Gabler Kompakt-Lexikon: Modernes Rechnungswesen, Wiesbaden.
- Becker, Wolfgang et al. (2008a): Implementierungsstand von Unternehmensführung und Controlling in mittelständischen Unternehmen, in: Bamberger Betriebswirtschaftliche Beiträge, Band 149, Bamberg.
- Becker, Wolfgang et al. (2008b) : Mittelstand und Mittelstandsforschung, Bamberger Betriebswirtschaftliche Beiträge, No. 153
- Becker, Wolfgang (2009): Strategie und Performance, in: Bamberger Betriebswirtschaftliche Beiträge, 9. Auflage, Bamberg.
- Berens, Wolfgang/Wüller, Florian (2007): Strategisches Controlling in KMU – Bedeutung, Umsetzungsstand und edv-technische Unterstützung, in: Controlling, 19. Jg., Heft 7, Juli 2007, S. 393-403.

- Bernau, Varinia (2009): Mittelstand. Hausgemachte Pleiten, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 268, 16. Juli 2009, <http://www.sueddeutsche.de/finanzen/268/480746/text/> (10/8/2009; 9:30 MEZ).
- Beyer, Horst-Thilo (1990): Strategische Perspektiven des Arbeitszeitmanagements, in: Ackermann, Karl-Friedrich/Hofmann, Matthias (Hrsg., 1990): Innovatives Arbeitszeit- und Betriebszeitmanagement, S. 29-41.
- Busse von Colbe, Walther (1958): Kostenremanenz, in Seischab, Hans/Schantag, Karl (Hrsg., 1958), Sp. 3460-3465.
- Busse von Colbe, Walther/Laßmann, Gert (1991): Betriebswirtschaftstheorie, Band 1: Grundlagen, Produktions- und Kostentheorie, 5., durchges. Aufl., Berlin.
- Chmielewicz, Klaus/Schweitzer, Marcel (Hrsg., 1993): Handwörterbuch des Rechnungswesens, 3: Auflage, Stuttgart 1993.
- Coenberg, Adolf G. (1992): Kostenrechnung und Kostenanalyse, Landsberg/Lech 1992.
- Dintner, Rolf (1999): Controlling in kleinen und mittelgroßen Unternehmen: Klassifikation, Stand und Entwicklung, Dissertation Frankfurt am Main.
- Ewert, Ralf/Wagenhofer, Alfred (2005): Interne Unternehmensrechnung, Berlin.
- Faißt, Boris (2002): Die Bedeutung des Riskikomanagements für das Controlling, in: Kostenrechnungspraxis, Sonderheft 1/2002: Mittelstandscontrolling, S. 33-36.
- Flacke, Klaus (2008): Controlling in mittelständischen Unternehmen: Ergebnisse einer empirischen Studie', in: Horváth, Peter (Hrsg., 2008), pp. 275-298.
- Frank, Stefan/Reitmeyer, Thorsten (1999): Gestaltung und Erfolgsfaktoren der Kostenrechnung im Mittelstand, in Kostenrechnungspraxis, Sonderheft 2/1999: Kostenrechnung im Mittelstand, S. 15-25.
- Franz, Klaus-Peter/Kajüter, Peter (Hrsg., 1997): Kostenmanagement. Wettbewerbsvorteile durch systematische Kostensteuerung. Schriften für Führungskräfte, Band 33, Stuttgart.
- Funke, Stephan (1995): Fixkosten und Beschäftigungsrisiko, München.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

- Gantzel, Klaus-Jürgen (1962) : Wesen und Begriff der mittelständischen Unternehmung, Schriften zur Mittelstandsforschung, No. 4, pp.12, 293-310.
- Gutenberg, Erich (1983): Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre, Band 1: Die Produktion, 24. Aufl., Berlin.
- Heinen, Edmund (1966): Zum Problem der Kostenremanenz, in ZfB 1/1966, S. 1-18.
- Heinen, Edmund (1983): Betriebswirtschaftliche Kostenlehre: Kostentheorie und Kostenentscheidungen, 6. Auflage, Wiesbaden.
- Heitmann, Wilhelm (1980): Die Fixkosten in der Deckungsbeitragsrechnung, Dissertation Berlin.
- Hoogen, Michael/Lingnau, Volker (2008): Perspektiven eines kognitionsorientierten Controllings für KMU, in: Müller, Davin (Hrsg., 2008), S. 101-126.
- Horváth, Péter (1992): Effektives und schlankes Controlling – Herausforderungen an den Controller, in: Effektives und schlankes Controlling, Stuttgart 1992, S. 1-9.
- Horváth, Péter/Weber, Jürgen (1997): Controlling, in: Pfohl, Hans-Christian (Hrsg., 1997), S. 335-376.
- Horváth, Péter (Hrsg., 2008): Erfolgstreiber für das Controlling. Konzepte und Praxislösungen, Stuttgart.
- Hummel, Siegfried/Männel, Wolfgang (1986): Kostenrechnung. Grundlagen, Aufbau und Anwendung, 4. Auflage, Wiesbaden.
- Huther, Heiko (2005): Instrumente des industriellen Fixkostenmanagements, Dissertation, Frankfurt am Main.
- Kilger, Wolfgang (1993): Flexible Plankostenrechnung und Deckungsbeitragsrechnung, 10. Aufl., vollst. Überarb. u. erw. von Kurt Vikas, Wiesbaden.
- Kieser, Alfred/Walgenbach, Peter (2007): Organisation, 5. Aufl., Berlin, New York.
- Koch, Helmut (1958): Diskussion über den Kostenbegriff, in: ZfhF, 10/1958, S. 355-399.
- Kosmider, Andreas (1994): Controlling im Mittelstand. Eine Untersuchung der Gestaltung und Anwendung des Controllings in mittelständischen Industrieunternehmen, in: Schriftenreihe der Wissenschaftlichen Hochschule für Unternehmensführung Koblenz, Forschung / 5, 2.Auflage, Stuttgart.

- Küpper, Hans-Ulrich (1985): Investitionstheoretische Fundierung der Kostenrechnung, in: ZfbF 1/1985, S. 26-46.
- Küpper, Hans-Ulrich (1990): Investitionstheoretische Fundierung der Kostenrechnung, in: ZfbF 1/1985, S. 26-46.
- Küpper, Hans-Ulrich (1992): Theoretische Grundlagen der Kostenrechnung, in: Männel, Wolfgang (Hrsg., 1992), S. 38-53.
- Küpper, Hans-Ulrich (1993): Kostenbewertung, in: Chmielewicz, Klaus/Schweitzer, Marcel (Hrsg., 1993), Sp. 1179-1188.
- Küpper, Hans-Ulrich (2007) : Betriebswirtschaftslehre als Wertschöpfungstheorie – Perspektiven für die Entwicklung einer mehrdimensionalen Theorie der Unternehmung', in: ZfbF-Sonderheft: Zukunft der Betriebswirtschaftslehre, 56. Jg. (2007), Heft 56/07, S. 1-26.
- Lammnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung, Band 2: Methoden und Techniken, Weinheim.
- Lengenhäuser, Claas (1998): Controllinginstrumente für den Mittelstand, Dissertation Wiesbaden.
- Macharzina, Klaus (1999): Unternehmensführung: das internationale Managementwissen. Konzepte - Methoden – Praxis, 3., aktual. u. erw. Aufl., Wiesbaden.
- Männel, Wolfgang (Hrsg., 1992): Handbuch Kostenrechnung, Wiesbaden.
- Männel, Wolfgang (1993): Kostenrechnung, Kostencontrolling und Kostenmanagement für Forschung und Entwicklung, in: krp – Kostenrechnungspraxis, No.3/1993, S. 165-170.
- Männel, Wolfgang (2002): Aktuelle Anforderungen an das Controlling mittelständischer Unternehmen, in: krp – Kostenrechnungspraxis, Sonderheft: Mittelstandscontrolling, 46.Jg., Heft 1, S. 5-12.
- Marschner, Karina (2004): Wettbewerbsanalyse in der Automobilindustrie. Ein branchenspezifischer Ansatz auf Basis strategischer Erfolgsfaktoren, Dissertation.
- Meffert, Heribert (1999): Marktorientierte Unternehmensführung im Wandel, Wiesbaden.
- Meyer, Carl W. (1959): Probleme der Betriebsführung, Festschrift zum 65. Geburtstag von Otto R. Schnutenhaus, Berlin.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

- Müller, David (Hrsg., 2008): Controlling für kleine und mittlere Unternehmen, München.
- Müller-Merbach, Heiner (Hrsg., 1978): Quantitative Ansätze in der Betriebswirtschaftslehre, München.
- Munich Strategy Group (2009): Stresstest - Mittelstand Made in Germany, <http://www.munich-strategy.com/pages/de/veroeffentlichungen/studien/stresstest> (10/8/2009; 10:00 MEZ).
- Neumann, Imke (1999): Controllingberatung im Mittelstand: Entwicklung einer Morphologie, Dissertation Aachen.
- Ossadnik, Wolfgang et al. (2003): Controlling mittelständischer Unternehmen in der Region Osnabrück-Emsland: Empirische Bestandsaufnahme, Evaluierung und Handlungsempfehlungen, Abschlussbericht eines vom IfMOS geförderten Projekts, Osnabrück.
- Pfohl, Hans-Christian (Hrsg., 1997): Betriebswirtschaftslehre der Mittel- und Kleinbetriebe: Größenspezifische Probleme und Möglichkeiten zu ihrer Lösung, 3. Aufl., Berlin.
- Rautenstrauch, Thomas/Müller, Christof (2005) : Verständnis und Organisation des Controlling in kleinen und mittleren Unternehmen, Zeitschrift für Planung & Unternehmenssteuerung, 16. Jg., Heft 2, S. 189-209.
- Rautenstrauch, Thomas/Müller, Christof (2006a): Strategisches Controlling in mittelständischen Unternehmen: Wunsch oder Wirklichkeit?, in: Controller Magazin, Heft 3, o. Jg. (2006), S. 226-229.
- Rautenstrauch, Thomas/Müller, Christof (2006b): Investitionscontrolling in kleinen und mittleren Unternehmen (KMU), in: Zeitschrift für Controlling und Management, 49.Jg., Heft 2, S. 100-105.
- Rehkugler, Heinz (1993): Kostenbegriffe, Kostenarten und Kostenkategorien, in: Wittmann, Waldemar et al. (Hrsg., 1993), Sp. 2320-2329.
- Reichmann, Thomas (Hrsg., 1995): Handbuch Kosten- und Erfolgscontrolling, München.
- Riebel, Paul (1990): Einzelkosten- und Deckungsbeitragsrechnung: Grundfragen einer markt- und entscheidungsorientierten Unternehmensrechnung, 6. wesentl. erw. Aufl., Wiesbaden.

- Scheytt, Tobias (2003) : Die Bedeutung ethnographischer Methoden für die Controllingforschung, in: Weber, Jürgen (Hrsg., 2003), S. 117-141.
- Schmalenbach, Eugen (1928): Die fixen Kosten und ihre Wirkungen, in: Saar-Wirtschaftszeitung, Jahrgang (1928), S. 883-887.
- Schmalenbach, Eugen (1930): Selbstkostenrechnung und Preispolitik, 5. Auflage, Leipzig.
- Schmalenbach, Eugen (1934): Selbstkostenrechnung und Preispolitik, 6. Aufl., Leipzig.
- Schneeweiß, Christoph (1978): Zum Begriff der wertmäßigen Kosten, in: Müller-Merbach, Heiner (Hrsg., 1978), S. 147-158.
- Schneeweiß, Christoph (1993): Kostenbegriffe aus entscheidungstheoretischer Sicht – Überlegungen zu einer Kostenwerttheorie, in: ZfbF 12/1993, S. 1025-1039.
- Schuh, Günter (1997): Wohin bewegt sich das Kostenmanagement?: Methoden zur verursachungsgerechten Zuweisung von Gemeinkosten auf die einzelnen Produkte, in KRP 1/1997, S. 34-39.
- Schweitzer, Marcell/Küpper, Hans-Ulrich (1998): Systeme der Kosten- und Erlösrechnung, 7. überarb. u. erw. Aufl., München.
- Schweitzer, Marcel/Troßmann, E. (1998): Break-Even-Analysen: Methodik und Einsatz, neubearb. u. erg. Aufl., München.
- Seischab, Hans/Schwantag, Klaus (Hrsg. 1958): Handwörterbuch der Betriebswirtschaft, 2. Band, 3. Auflage, Stuttgart.
- Stelling, Johannes N. (2005): Kostenmanagement und Controlling, 2. Aufl., München.
- Vodrazka, Karl (1992): Pagatorischer und wertmäßiger Kostenbegriff, in Männel, Wolfgang (Hrsg., 1992), S.19-30.
- Wall, Friederike (2008) : Controlling zwischen Entscheidungs- und Verhaltenssteuerungsfunktion: Konzeptionelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede innerhalb des Fachs, in: Die Betriebswirtschaft, 68. Jg. (2008), Heft 4/2008, S. 463-482.
- Wambach, Martin/Wunderlich, Dieter (2002): Die Bedeutung des Controlling für das Rating mittelständischer Unternehmen, in: Kostenrechnungspraxis, Sonderheft 1/2002: Mittelstandscontrolling, S. 37-43.
- Weber, Jürgen (Hrsg., 1992): Kostenrechnung im Mittelstand, Stuttgart.

Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen

- Welge, Martin K./Hüttemann, Hans - H. (1993): Erfolgreiche Unternehmensführung in schrumpfenden Branchen, Stuttgart.
- Wittmann, Waldemar et al. (Hrsg., 1993): Enzyklopädie der Betriebswirtschaftslehre, Bd. I: Handwörterbuch der Betriebswirtschaft, Teilband 2, 5., völlig neu gest. Aufl., Stuttgart.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung, Überblick und Alternativen, Frankfurt.
- Yin, Robert K. (1994): Case Study Research – Design and Methods, 2. Auflage, London.
- Zimmermann, Christian (2001): Controlling in international tätigen mittelständischen Unternehmen. Einführung - Gestaltung - Performance, Dissertation Wiesbaden.

Soziale Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland

von Dipl.-Soz. Kathrin Kolb

1. Einleitung

Die Untersuchung von Vermögensungleichheiten fand in der Wissenschaft bislang nur geringe Aufmerksamkeit (Ausnahmen sind beispielsweise Grabka und Frick, 2007; Hauser, 2002; Wolff, 1995, 1996), da der Fokus überwiegend auf Einkommensungleichheiten und Ungleichheiten im Bildungssystem beziehungsweise Arbeitsmarkt gelegt wurde. Jedoch greift diese Betrachtungsweise zu kurz und es ist unumgänglich, auch die Vermögenssituation zu betrachten, wenn man Prozesse der sozialen Stratifizierung verstehen will. Deutlich wird die Notwendigkeit, die Verteilung von Vermögen genauer zu untersuchen, auch dann, wenn man berücksichtigt, dass Vermögen stärker ungleich verteilt ist als Einkommen (Wolff, 1995).

Des Weiteren wurde die Verteilung von Wohneigentum in Deutschland bislang kaum untersucht (Ausnahmen sind u.a. Häußermann und Siebel, 2000; Kurz und Blossfeld 2004; Wagner und Mulder, 2000) und insbesondere die detaillierte Betrachtung von Ost- und Westdeutschland fand im Hinblick auf die Wohneigentümerquote in der Vergangenheit kaum Beachtung. Allerdings ist es aus sozialwissenschaftlicher Perspektive unumgänglich, sich dem Thema der Eigentumbildung zu widmen, da Wohneigentum weit verbreitet ist und einen außerordentlich großen Einfluss auf das Gesamtvermögen sowie damit einhergehend auf die Ungleichheitsstruktur hat (Grabka und Frick, 2007).

Wohneigentum gewinnt in wirtschaftlich unsicheren Zeiten besonders an Bedeutung, da sich viele Menschen von diesem eine sichere und beständige Kapitalanlage erhoffen, welche nicht von fragwürdigen Bankgeschäften und schwer einschätzbarer Inflation beeinflusst wird. Der Erwerb und Besitz von Wohneigentum stellt für Personen und Haushalte also eine dauerhafte Wertanlage dar, die auch als Altersvor-

sorge genutzt werden kann. Es ist daher außerordentlich interessant, zu untersuchen, welche Bevölkerungsgruppen von der Sicherheit des Wohneigentums profitieren und ob sich hier soziale Ungleichheiten fortsetzen und festigen.

Aufgrund der ehemals divergierenden Wirtschaftssysteme in Ost- und Westdeutschland sollte Deutschland allerdings hinsichtlich der unterschiedlichen Möglichkeiten der Vermögensbildung des Erwerbs von Wohneigentum genauer untersucht werden. In einer Planwirtschaft, wie sie in der DDR zwischen 1949 und 1990 vorherrschte, war es kaum möglich, Eigentum zu erwerben, weil dies vom Staat weitgehend unterbunden wurde (da es der Ideologie des Sozialismus widersprach). Außerdem war die Chance, größere Geldsummen anzusparen wegen der relativ niedrigen Durchschnittsgehälter kaum vorhanden, so dass auch unmittelbar nach dem Mauerfall der Kauf oder Bau eines Hauses oder einer Eigentumswohnung den meisten ostdeutschen Haushalten nicht möglich war. Zudem behindern die schwierige Arbeitsmarktlage und die durchschnittlich niedrigeren Einkommen in Ostdeutschland vermutlich den Übergang zu Wohneigentum bis heute. Bislang ist allerdings noch weitgehend ungeklärt, ob die ostdeutsche Bevölkerung diesen Rückstand im Hinblick auf die Eigentumssituation in den letzten 20 Jahren aufholen konnte oder ob Wohneigentum auch bei den jüngeren Generationen noch immer eine überwiegend westdeutsche Erscheinung ist.

In diesem Artikel soll zunächst ein Überblick über den Forschungsstand zum Wohneigentum gegeben werden. Anschließend werde ich Hypothesen zur Eigentumssituation in Ost- und Westdeutschland unter Berücksichtigung verschiedener sozioökonomischer Merkmale aufstellen und diese anhand der Daten des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP) überprüfen. Die Analysen werden sich dabei auf die Wellen 1988, 2002 und 2007 stützen, da in diesen Erhebungsjahren ein besonderer Schwerpunkt auf die Erfassung von Vermögen gelegt wurde. Die Analysen vorangegangener Studien wurden meist auf Personenebene durchgeführt; ich werde im Folgenden allerdings aus theoretischen Erwägungen sowohl die Wohnsituation auf Haushaltsebene als auch auf

Soziale Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland

Personenebene untersuchen, da es so möglich ist, zu differenzieren wie sich verschiedene Personengruppen beziehungsweise Haushaltstypen beim Übergang zu Wohneigentum unterscheiden und wie sich die Verteilung von Wohneigentum über verschiedene soziodemographische Gruppen darstellt. Anhand der Analysen sollen insbesondere folgende Fragen beantwortet werden: Wer besitzt überhaupt selbstgenutztes Wohneigentum? Sind sowohl hinsichtlich der Häufigkeit, als auch des Wertes von Wohneigentum (noch) Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland sowie Migranten feststellbar? Weiterhin soll untersucht werden, welchen Einfluss der Bildungs- und Beschäftigungsstatus auf den Erwerb von Wohneigentum hat. Sind Bildungsungleichheiten sowohl beim Übergang zu, als auch hinsichtlich des Werts des Wohneigentums feststellbar und verfestigen sich diese beim Zugang zu Wohneigentum sogar? Des Weiteren soll analysiert werden, welche Bedeutung Wohneigentum im Lebenslauf und welchen Einfluss der Familienstatus auf die Wohneigentümerquote hat.

2. Forschungsstand

Der Erwerb oder Bau von Wohneigentum stellt in der Regel eine dauerhafte Investition für Haushalte dar. Insbesondere in Deutschland ist die Ansicht, dass ein Haus eine Investition fürs Leben ist, noch stark verbreitet. Jedoch zeigt sich auch, dass, abhängig von der Bevölkerungsgruppe, unterschiedliche Erwartungen und Funktionen damit verbunden sind. Haushalte mit einem größeren Geldvermögen sollten beim Eigentumserwerb vor allem daran interessiert sein, sich eine komfortablere und möglicherweise auch prestigeträchtigere Wohnform zu schaffen. Mobilität wird durch den Kauf oder Bau eines Wohneigentums bei dieser Bevölkerungsgruppe nicht ausgeschlossen, da ein Verkauf beispielsweise aus beruflichen Gründen durchaus einkalkuliert wird. Bei Haushalten mit geringerem Vermögen ist es hingegen so, dass der Hausbau beziehungsweise –kauf eine lebensprägende Entscheidung darstellt, welche die Lebensführung aller Haushaltsmitglieder lange Zeit prägt. Große Eigenleistungen, Überstunden und finanzielle Einschränkungen

kungen bei der Lebensführung sind hier essentielle Voraussetzungen, um sich Eigentum überhaupt leisten zu können. Motiv der Eigentumsbildung ist besonders bei Haushalten in einer niedrigeren Einkommensklasse und mit geringem Vermögen die durch das Eigentum erlangte Unabhängigkeit (Häußermann und Siebel, 2000).

Dem Besitz von Wohneigentum und dessen Verteilung innerhalb verschiedener Bevölkerungsgruppen wurde insbesondere in Deutschland bislang wenig Bedeutung beigemessen (Ausnahme sind u.a. Häußermann und Siebel, 2000; Kurz und Blossfeld, 2004). Im Folgenden werde ich mich bei der Beschreibung des Forschungsstands zum Wohneigentum auf die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg bis heute beschränken, da nach 1945 der Grundstein für die Unterschiede in Ost- und Westdeutschland gelegt wurde. So wurde der Eigentumserwerb besonders in den Wirtschaftswunderjahren in Westdeutschland gezielt vom Staat durch die Eigenheimzulage und ähnliche Maßnahmen gefördert, da ein eigenes Haus als ideale Wohnform für Familien gesehen wurde. Die staatliche Unterstützung beim Bau beziehungsweise Erwerb von Wohneigentum wurde als eine der wichtigsten familienpolitischen Maßnahmen in der Nachkriegszeit angesehen. In Ostdeutschland hingegen wurde Eigentumsbildung durch die DDR-Regierung weitgehend unterbunden (Häußermann und Siebel, 2000), weil dies der sozialistischen Ideologie und dem Grundgedanken des Planwirtschaftssystems widersprach. Besonders in der Ära Ulbricht wurde der Wohnungsbau stark vernachlässigt. Dies führte zu einer akuten Wohnraumknappheit sowie zu einem stark vernachlässigten Wohnungsbestand. Seit Anfang der 1970er Jahre wurde der Bau von Einzelwohnhäusern von speziellen Gruppen wie kinderreiche Familien in ländlichen Gebieten geduldet und teilweise durch kostengünstige Baumaterialien sogar unterstützt, um die allgemeine Wohnsituation zu verbessern. Ein Eigenheim wurde vorwiegend in Dörfern realisiert, in Städten dominierte immer noch der staatliche Miethausbau. Aufgrund der einfachen Bauweise, der verwendeten Baumaterialien und der Lage der meisten Privathäuser besitzen diese jedoch keinen hohen Wert. Insgesamt kann festgestellt werden, dass der Besitz einer Privatimmobilie in der DDR eher die Ausnahme

Soziale Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland

war (Hannemann, 2000). Es sollen jedoch an dieser Stelle auch Studien, die sich nicht (ausschließlich) mit Deutschland beschäftigen, dargestellt werden, da diese wertvolle Erkenntnisse liefern, die sich möglicherweise auch auf Deutschland übertragen lassen.

Es konnte bereits gezeigt werden, dass Wohneigentum in Deutschland im Vergleich zu den europäischen Nachbarländern weniger stark verbreitet ist (Behring und Helbrecht, 2003). Von 17 europäischen Ländern¹, nahm Deutschland im Vergleich den drittletzten Platz vor Schweden und der Schweiz ein. Behring und Helbrecht (2003) gehen davon aus, dass Unterschiede bei der Eigentümerquote aus einer Mischung verschiedener ökonomischer, sozialer, kultureller und politischer Faktoren entstehen. Die Eigentümerquote ist dann (meist) relativ hoch, wenn der Mietwohnungsmarkt teuer, unsicher und klein ist, der Wohnungsbau relativ standardisiert ist, so dass die Preise günstig sind und bürokratische Vorschriften und Transaktionskosten gering sind, da dies Mobilität erleichtert und keine hohen Folgekosten verursacht. Auch wenn die Eigentümerquote in Deutschland im internationalen Vergleich gering ist, so sind – abhängig von der Quelle – dennoch ungefähr 40 Prozent aller Einwohner Besitzer einer selbstgenutzten Immobilie (Behring und Helbrecht, 2003; Grabka und Frick, 2007). Wohneigentümer sind also keineswegs eine marginale Gruppe. Auch quantitativ ist selbstgenutztes Wohneigentum mit einem Mittelwert von etwas mehr als 50.000 Euro von großer Bedeutung; Wohneigentum stellt wertmäßig somit die wichtigste Vermögenskomponente dar (Grabka und Frick, 2007).

In verschiedenen Untersuchungen wurde bestätigt, dass Personen mit einer höheren beruflichen Stellung besonders häufig in der Lage sind, den Übergang zu Wohneigentum zu realisieren. Mit einem höheren Einkommen ist es den Haushalten eher möglich, die finanzielle Belastung eines Eigentümererwerbs zu tragen; weiterhin kann von einkommensstarken Personen und Haushalten ein größerer Teil an Eigenkapital leichter aufgebracht werden. Auffällig ist, dass Selbstständige ver-

¹ Reihenfolge: Spanien, Irland, Norwegen, Griechenland, Belgien, Luxemburg, Großbritannien, Italien, Portugal, Finnland, Österreich, Frankreich, Niederlande, Dänemark, Deutschland, Schweden, Schweiz (Behring und Helbrecht, 2003).

gleichsweisse hohe Eigentumsquoten aufweisen, da diese zum einen durch ihre Selbstständigkeit häufig bereits räumlich gebunden sind und zum anderen höhere finanzielle Aufwendungen durch ihre berufliche Tätigkeit gewohnt sind (Häußermann und Siebel, 2000; Mulder und Smits, 1999). Ein für Deutschland charakteristisches Ergebnis ist, dass die Arbeiterschicht trotz eines relativ geringen Einkommens relativ gute Chancen hat(te), Eigentum zu realisieren (Kalter, 1999; Petrowsky, 1993). Jedoch konnte Kurz (2000) nachweisen, dass es innerhalb der Arbeiterschicht große Unterschiede beim Übergang zum Wohneigentum gibt. So gelingt es Facharbeitern und Meistern in besonderem Maße, Eigentum zu realisieren – auf einem ähnlichen Niveau wie Angestellte und Beamte. Un- und angelernte Arbeiter hingegen weisen mit Abstand die schlechtesten Chancen auf, selbstgenutztes Wohneigentum zu besitzen (Kurz, 2000). Kurz und Blossfeld (2004) konnten bei einem international vergleichenden Projekt zeigen, dass beim Zugang zu Wohneigentum in sieben der acht² untersuchten Länder Klassenunterschiede feststellbar sind und diese – mit Ausnahme von Norwegen – über die Kohorten hinweg zugenommen haben. Das heißt, über die Kohorten hinweg ist es für niedrigere sozioökonomische Klassen zunehmend schwieriger geworden, Wohneigentum zu realisieren.

Die Eigentumssituation von Migranten in Deutschland wurde bislang nur wenig untersucht. Im Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland (2005) konnte jedoch festgestellt werden, dass die Eigentümerquote bei Migranten unter der von Deutschen liegt, wobei Migranten ihre Eigentumsquote zwischen 1995 und 2002 von 9,5 Prozentpunkten auf 15,5 Prozent steigern konnten. Besonders selbstständige Migranten besitzen oft selbstgenutztes Wohneigentum. In allen mir bekannten Studien lässt sich darüber hinaus beobachten, dass es beim Besitz von Wohneigentum eine starke ethnische Stratifizierung gibt. Für die USA zeigt sich, dass insbesondere Personen afroamerikanischer und lateinamerikanischer Herkunft be-

² Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Italien, Israel, Niederlande und Norwegen

nachteiligt sind. Diese ethnischen Gruppen sind zum einen seltener in der Lage, Eigentum zu erwerben, zum anderen befindet sich, wenn sie Eigentum besitzen, das Wohneigentum häufig in schlechterem Zustand und ist oftmals in einer schlechteren Wohnlage zu finden (Kriwo und Kaufmann, 2004; Parcel, 1982). Diese Ergebnisse bestätigen sich auch bei der Berücksichtigung des ökonomischen Status des Haushaltes. Auch für Israel konnten Lewin-Epstein, Adler und Semyonov (2004) nachweisen, dass gewisse Bevölkerungsgruppen wie Nordafrikaner auf dem Eigentumsmarkt stark unterrepräsentiert sind. Weiterhin spielen die Wohndauer und der Zeitpunkt der Einwanderung in Israel eine bedeutende Rolle beim Zugang zu Wohneigentum. Je länger Personen in Israel wohnhaft sind, desto eher können sie Wohneigentum realisieren, da sie den Wohnungsmarkt kennen und durch die Teilhabe am Arbeitsmarkt eher in der Lage sein sollten, Kapital zu akkumulieren. Besonders Personen, die kurz nach der Gründung Israels eingewandert sind, konnten von staatlichen Eigentumsprogrammen und von durch die Flucht der Palästinenser leerstehenden Häusern profitieren. Es ist verwunderlich, dass der Untersuchung des Übergangs zu Wohneigentum in Deutschland bislang so geringes Interesse beigemessen wurde, besonders wenn man bedenkt, welchen Einfluss dieses auf die Vermögensbildung hat und wie stark die Vermögenssituation von der sozialen Stratifizierung beeinflusst wird beziehungsweise diese selbst beeinflusst.

3. Daten und Methoden

Die verwendeten Daten stammen aus den Wellen 1988, 2001 und 2007 des sozio-ökonomischen Panels, eine seit 1984 jährlich stattfindende Längsschnittuntersuchung privater Haushalte und Personen. In den einzelnen Befragungsjahren werden unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt, wie zum Beispiel die Erfassung der Vermögensbilanz in den Jahren 1988, 2002 und 2007. Jedoch ist es wichtig, zu berücksichtigen, dass im Jahr 1988 Vermögen auf Haushaltsebene, in den zwei späteren Wellen hingegen auf Personenebene untersucht wurde. Für das Jahr

1988 liegen ausschließlich Daten für Westdeutschland vor, da die Daten für Ostdeutschland erst ab Juni 1990 erhoben wurden.

Die Variable „Wohneigentum“ wurde zu Beginn des Fragebogens zum Thema Vermögensbilanz durch die folgende Frage erhoben: Sind Sie persönlich Eigentümer des Hauses oder der Wohnung, in der Sie selbst wohnen? und dient in den Analysen als unabhängige Variable. Die Analysen werde ich sowohl auf Personen- als auch auf Haushaltsebene durchführen (insgesamt 5.466 Haushalte in den Wellen 1988, 2002 und 2007); dabei werde ich zwischen Personen beziehungsweise Haushaltsvorständen aus West- und Ostdeutschen und Migranten unterscheiden. Insgesamt untersuche ich 1.312 ostdeutsche, 3.229 westdeutsche Haushalte und 925 Haushalte in denen der Haushaltsvorstand einen Migrationshintergrund aufweist.

In die Analysen schließe ich die folgenden abhängigen Variablen ein:

Als Indikatoren für den sozio-ökonomischen Status der befragten Haushalte ziehe ich das Bildungsniveau (CASMIN-Klassifikation³, vgl. Brauns und Steinmann, 1999) und das Berufsprestige (basierend auf der Erikson-Goldthorpe-Klassifikation, 1992⁴) des Haushaltsvorstands heran. Weiterhin wird der Zusammenhang zwischen Wohneigentum und den Variablen Geschlecht, Alter (jeweils auf Personenebene), Familienstatus, Herkunftsregion (Ost-/ Westdeutschland) und Migrationshintergrund (jeweils auf Haushaltsebene) untersucht.

In einem zweiten Schritt werde ich den Wert des Wohneigentums von Ost- und Westdeutschen sowie Migranten darstellen sowie in Abhängigkeit vom Bildungsstatus des Haushaltsvorstands betrachten.

Um den Einfluss der oben genannten Faktoren zu überprüfen, werde ich sowohl deskriptive Analysen als auch multivariate Analysen in Form von Logit-Modellen durchführen (Agresti, 1990). Auf diese Weise ist es möglich, zunächst den Zusammenhang von Wohneigentum und ver-

³ Hier wird zwischen folgenden Bildungsabschlüssen unterschieden: kein Bildungsabschluss, Hauptschulabschluss mit Ausbildung, Realschulabschluss/ Abitur ohne Ausbildung, Realschulabschluss/ Abitur mit Ausbildung, (Fach-)Hochschulabschluss.

⁴ Folgende Kategorien wurden verwendet: Obere Dienstklasse, Untere Dienstklasse, Routinearbeiter, Selbständige, Meister/Techniker, Un- und angelernte Arbeiter, Landwirt, Erwerbslose, und Rentner (Modifizierung des Erikson-Goldthorpe-Klassifikation).

schieden sozioökonomischen Variablen zu beschreiben und dann in einem zweiten Schritt auch die Mechanismen zu erklären, die die Unterschiede hinsichtlich des Zugangs zu Wohneigentum hervorrufen.

4. Hypothesen

Im Folgenden erläutere ich die Hypothesen zum Besitz von Wohneigentum, welche im sich anschließenden Analyseteil empirisch überprüft werden.

4.1 Vergleich Ost- und Westdeutschland

Die erste Hypothese lautet, dass ostdeutsche Haushalte seltener Eigentum aufweisen als westdeutsche, da diese nicht von den Wirtschaftswunderjahren profitieren konnten und das System der Planwirtschaft den Erwerb von Eigentum weitgehend unterdrückt hat (Häußermann und Siebel, 2000). Zudem können auch jüngere Leute aus Ostdeutschland, die Eigentum erwerben wollen, seltener auf Unterstützung in Form von monetären Transferleistungen durch ihre (Groß-) Eltern hoffen, da diese während der Planwirtschaft selbst nicht in der Lage waren höhere Vermögenssummen zu akkumulieren (Szydlik und Schupp, 2004). Allerdings ist auch zu vermuten, dass die jüngere ostdeutsche Generation, welche ihr Berufsleben bereits in der Marktwirtschaft beginnen konnte, eher in der Lage sein sollte, Wohneigentum zu realisieren. Somit sollte in den jüngeren Kohorten in Ost- und Westdeutschland eine Annäherung der Eigentumsquote feststellbar sein. Abschwächend auf die positive Entwicklung sollte sich jedoch die seit der Wende schwierige Arbeitsmarktsituation in Ostdeutschland darstellen, welche sowohl an den durchschnittlich geringeren Einkommen als auch an der relativ hohen Arbeitslosenquote erkennbar ist. Es ist anzunehmen, dass Haushalte, die nur ein geringes Einkommen aufweisen, sich in einer unsicheren Arbeitsmarktposition befinden oder von Arbeitslosigkeit betroffen sind, langfristig bindende Entscheidungen wie den Kauf oder Bau von Wohneigentum vermeiden, um flexibel zu bleiben (Blossfeld et

al. 2005). Weiterhin ist in wirtschaftlich unsicheren Zeiten eine Investition in Wohneigentum finanziell kaum tragbar. Ich vermute also, dass es zwischen ost- und westdeutschen Haushalten hinsichtlich der Wohneigentumssituation 20 Jahre nach der Wiedervereinigung zu einer gewissen Annäherung der Eigentumsquote innerhalb der jüngeren Kohorte kommen sollte. Es werden sich jedoch noch immer große Unterschiede feststellen lassen.

4.2 Migranten

Ich nehme an, dass westdeutsche Haushalte häufiger Eigentum besitzen als Migranten. Dies sollte zum einen darauf zurückzuführen sein, dass Migranten im Schnitt eine niedrigere Bildung und einen geringeren beruflichen Status aufweisen (Buchholz und Kurz, 2009), was meist mit einem niedrigeren Einkommen und damit auch Vermögen einhergeht. Verbunden mit der relativ hohen Zahl an niedrigqualifizierten Personen ist unter Migranten auch eine vergleichsweise hohe Arbeitslosigkeit festzustellen, welche sich wiederum negativ auf den Übergang zu Wohneigentum auswirken sollte, da die finanziellen Mittel nicht zur Finanzierung des Eigenheims ausreichen. Migranten stammen zudem häufig aus wirtschaftlich schwächeren Ländern und hatten aufgrund der Migration weniger Zeit zur Vermögensakkumulation (Lewin-Epstein, Adler und Semjonov, 2004). Weiterhin kann die Migrantengruppe nur selten auf größere finanzielle Unterstützung der Eltern hoffen, da diese selbst nur geringe Chancen zur Vermögensakkumulation hatten (Szydlik und Schupp, 2004).

4.3 Geschlecht

Es ist zu erwarten, dass Männer häufiger Wohneigentümer sind als Frauen, da in Deutschland gerade in Familien häufig noch eine relativ klassische Rollenaufteilung mit dem Mann als Hauptverdiener vorherrscht. Darüber hinaus verdienen Männer im Durchschnitt noch immer mehr als Frauen, was zum einen damit zusammenhängt, dass sie

in Berufssparten mit höheren Verdienstchancen arbeiten (horizontale Segregation) und zum anderen häufiger höhere Hierarchiepositionen einnehmen (vertikale Segregation), und so höhere Investitionen leichter realisieren können (Browne, 2006). Insbesondere nach einer Familiengründung ist es noch immer weit verbreitet, dass Frauen sich vorwiegend um die Familie kümmern und ihre Erwerbstätigkeit (vorübergehend) ruhen lassen oder zumindest reduzieren. Bei einem Vergleich der Jahre 1988 und 2007 nehme ich jedoch an, dass sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern reduziert haben sollte, da Frauen stark von der Bildungsexpansion profitieren konnten und sich immer mehr am Arbeitsmarkt etabliert haben. Außerdem ist es zunehmend verbreitet, dass sich beide Partner als Eigentümer ins Grundbuch eintragen lassen.

4.4 Altersgruppen

Die Analyse des Zusammenhangs von Alter und Wohneigentümerquote werde ich auf Personenebene analysieren, da insbesondere junge Leute häufig noch keinen eigenen Haushalt haben und daher bei einer Betrachtung auf Haushaltsebene, bei welcher die Angaben des Haushaltsvorstandes ausschlaggebend sind, unterrepräsentiert wären. Der Übergang zu Wohneigentum sollte sich über die Altersgruppen hinweg – ähnlich wie das Vermögens-Lebenszyklusmodell von Modigliani (1988) – folgendermaßen entwickeln: Zunächst sollte bis zu einem Alter von circa 30 Jahren eine relativ geringe Eigentümerquote festzustellen sein, da jüngere Menschen meist noch kein (großes) Eigenkapital besitzen, sich beruflich noch nicht fest etabliert haben und unter anderem dadurch eine höhere räumliche Mobilität aufweisen. Ab dem Alter von ungefähr 30 Jahren sollte ein Anstieg beim Übergang zu Wohneigentum zu beobachten sein. Die meisten Personen sind nun erwerbstätig und haben ein festes Einkommen. Überdies ist in dieser Altersspanne auch eine Zunahme der Familiengründungen zu beobachten, welche häufig mit einer räumlichen Festlegung einhergeht. Ein Haus mit Garten bietet vor allem für Familien eine komfortable Wohnmöglichkeit. Der Anstieg der Wohneigentümerquote sollte bis zu einem Alter von

ungefähr 50 Jahren anhalten und dann stagnieren. Mit Beginn des Rentenalters sollte die Eigentümerquote wieder abnehmen, da viele Eltern das Wohneigentum ihren Kindern überschreiben oder das Eigentum verkaufen, wenn sie ins Altersheim umziehen (Häußermann und Siebel, 2000; Mulder und Wagner, 1998).

4.5 Familienstatus

Ich erwarte, dass besonders Familien und Mehrgenerationenhaushalte Eigentümer sein sollten, da dies häufig die komfortabelste Wohnmöglichkeit – im Hinblick auf die Größe des Wohnraums und auch die Unabhängigkeit bezüglich der Gestaltung – darstellt. Zudem ist bei Familien von einem sesshaften Wohnverhalten auszugehen, so dass Eigentum keine weitere (wahrgenommene) Einschränkung darstellt. Außerdem nehme ich an, dass besonders in Familien mit Kindern und in Mehrgenerationenhaushalten ein traditionelleres Familienbild vorherrscht, welches häufig auch mit dem Wunsch nach Eigentum einhergeht (Schulz und Blossfeld 2006, 2009). Singles hingegen sind vielfach mobiler, so dass diese vermutlich seltener in Eigentum investieren werden, da sie ihre Mobilität nicht einschränken wollen (Häußermann und Siebel, 2000; Mulder und Smits, 1999). Weiterhin müsste die Finanzierung alleine übernommen werden, was diese schwieriger macht. Alleinlebende Personen sind zudem häufig an einer städtischen Wohnlage interessiert, welche meist auch mit höheren Immobilienpreisen einhergeht, was den Erwerb einer eigenen Immobilie darüberhinaus erschwert.

Wohneigentum stellt eine bedeutende ehespezifische Investition dar, welche eine Ehe festigt und das Scheidungsrisiko reduziert (Kalter, 1999; Ostermeier und Blossfeld, 1998). Ehepaare sollten eine höhere Übergangsrate zum Wohneigentum haben, da eine Ehe auf Langfristigkeit und häufig auch auf Familiengründung ausgelegt ist, was einen Übergang zu Wohneigentum attraktiv erscheinen lässt (Clark et al., 1997; Kurz und Blossfeld, 2004; Mulder und Wagner, 1998; Wagner und Mulder, 2000). Es ist zu erwarten, dass alleinerziehende Frauen beson-

ders selten Eigentümer sein sollten, da sie aufgrund ihres oftmals geringen Einkommens nur schwer in der Lage sein sollten, das während der Ehe gemeinsam bewohnte Eigenheim weiterhin zu finanzieren und darüber hinaus auch keine finanziellen Möglichkeiten haben, Eigentum zu erwerben (Andreß et al., 2003; Engelbrech und Jungkunst, 2001).

4.6 Bildungs- und Berufsstatus

Personen beziehungsweise Haushalte mit höherer Bildung und höherem beruflichen Status sollten eher in der Lage sein, in die eigenen vier Wände zu investieren, da sie in der Regel über mehr Einkommen verfügen. Häufig stammen Personen mit höherem sozialen Status auch aus vermögenderen Elternhäusern, die wiederum den Erwerb von Eigentum finanziell durch Schenkungen oder Erbschaften unterstützen können (Szydlik und Schupp, 2004; Kurz, 2000). Allerdings konnte in vorangegangenen Studien auch gezeigt werden, dass Arbeiterhaushalte in Deutschland trotz ihrer relativ geringen Einkommensposition vergleichsweise häufig Eigentümer sind (Häußermann und Siebel, 2000; Kurz, 2000; Petrowsky, 1993). Dies hängt vor allem damit zusammen, dass Arbeiterfamilien vielfach in ländlichen Gebieten wohnen, in welchen die Grundstückskosten relativ gering sind, und sie stark von ihrem sozialen Netzwerk beim Bau eines Hauses profitieren (Kurz und Blossfeld, 2004).

Des Weiteren gehe ich davon aus, dass Selbstständige besonders häufig Wohneigentum besitzen, da deren räumliche Bindung meist eng ist. Zudem ist diese Berufsgruppe gewohnt, mit größeren Summen umzugehen und sie besitzen als Selbstständige oftmals bereits Eigentum wie einen Hof oder eine Firma (Kurz und Blossfeld, 2004).

Arbeitslosigkeit sollte sich negativ auf den Übergang zu Wohneigentum auswirken, da von Arbeitslosigkeit betroffene Haushalte nur schwer in der Lage sind, hohe Summen für den Kauf einer Wohnung oder eines Hauses zu investieren. Zudem ist für arbeitslose Personen die berufliche Zukunft unsicher, so dass sie sich räumlich nicht binden und den Übergang zu Wohneigentum somit nicht forcieren. Außerdem muss

teilweise das Eigentum aufgrund der häufig noch ausstehenden Schulden, die nicht abgezahlt werden können, veräußert werden. Diese Annahme kann bei den folgenden Analysen jedoch noch nicht überprüft werden und wird zu einem späteren Zeitpunkt getestet.

4.7 Wert von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland und von Migranten

Der Wert des Wohnobjektes von Ostdeutschen und Migranten sollte im Durchschnitt niedriger sein als der von Personen in Westdeutschland. Dies liegt zum einen daran, dass die Preise für Wohneigentum in Ostdeutschland, insbesondere in ländlichen Regionen, meist gering sind, da aufgrund der schwierigen Arbeitsmarktsituation starke Abwanderungsbewegungen und nahezu keine Zuzüge stattfinden und somit viel Wohnraum zur Verfügung steht. Weiterhin konnten die Ostdeutschen bis 1989 kaum Vermögen akkumulieren und auch Erbschaften beziehungsweise Schenkungen finden seltener und in niedrigerem Umfang statt, was hohe Investitionen erschwert (Szydlík und Schupp, 2004).

Weiterhin sollte der Wert von Wohneigentum von Migranten im Vergleich zum Eigentumswert von Westdeutschen deutlich geringer sein, da auch hier im Durchschnitt nur schwer höhere Vermögenssummen akkumuliert werden können, was unter anderem mit den durchschnittlich niedrigeren Einkommen und geringeren Erbschaftschancen- und -summen erklärt werden kann (Buchholz und Kurz, 2009).

4.8 Wert von Wohneigentum nach Bildungsstatus

Da sowohl das Einkommen als auch das Vermögen von Personen mit einem höheren Bildungsstatus im Durchschnitt höher sein sollte als von Personen mit niedrigerer Bildung, ist anzunehmen, dass Personen mit einem höheren Bildungsstatus höhere Summen in Wohneigentum investieren können und somit auch Immobilien mit höherem Wert besitzen. Weiterhin können insbesondere Personen mit einem höheren Bildungsstatus besonders häufig von (höheren) Erbschaften und Schen-

kungen profitieren, welche wiederum höhere Investitionen ermöglichen (Szydlik und Schupp, 2004).

5. Empirische Analysen

5.1 Vergleich Ost- und Westdeutschland und Migranten

Zunächst lässt sich feststellen, dass westdeutsche Haushalte im Vergleich zu ostdeutschen Haushalten und Migranten häufiger Eigentümer sind. Zwar können Migranten Wohneigentum über die Jahre hinweg, wie man beim Vergleich der Wohneigentümerquote von 1988 und 2007 feststellen kann, immer öfter realisieren, jedoch liegt deren Quote dennoch sogar unter der von ostdeutschen Haushalten. Allerdings muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die großen Zuwächse bei der Eigentümerquote von Migranten möglicherweise mit der Datenerfassung zusammenhängen. Denn im Jahr 1988 wurde die Frage nach selbstgenutzten Wohneigentum noch auf Haushaltsebene gestellt, in den Jahren 2002 und 2007 auf Personenebene. Eine mögliche Begründung für den Anstieg könnte jedoch auch auf der veränderten Migrationsmotivation aufbauen (Treibel, 2008). Zunächst ging die Bundesrepublik Deutschland davon aus, dass es sich bei den seit Mitte der 1950er Jahren angeworbenen Gastarbeitern um Personen handelt, die nur vorübergehend in Deutschland bleiben, um Geld zu verdienen, welches (nach der Rückkehr) wieder in ihrem Heimatland investiert werden konnte. Durch den Nachzug von Familienmitgliedern fand aber bereits ab den 1960er Jahren eine zunehmende Konsolidierung zahlreicher Gastarbeiterfamilien in Deutschland statt, die nicht daran interessiert waren, in absehbarer Zeit wieder in ihr Heimatland zurückzukehren. Zudem kam es seit den 1990er Jahren auch zu einer zunehmenden Einwanderung von Personen aus Osteuropa, die einen deutschen Pass besaßen und an einem dauerhaften Wohnverhältnis interessiert waren. Mit einer wachsenden Gruppe von Migranten, die an einem dauerhaften Aufenthalt in Deutschland interessiert ist, sollte auch der Anteil der Haushalte steigen, die an einem festen Wohnverhältnis in Form von

selbstgenutztem Wohneigentum interessiert ist, was sich in einer steigenden Eigentümerquote von Migranten widerspiegeln kann (Reißlandt, 2005).

Der Einfluss der Variable Migration bleibt auch bei Berücksichtigung des Bildungs- und Berufsstatus hoch signifikant. Wie man anhand der Koeffizienten sehen kann, wird der Herkunftseffekt durch Einbezug des Bildungsabschlusses von Migranten abgeschwächt. Berücksichtigt man also die Bildungslage, erhöht sich die Chance für Migranten, Wohneigentümer zu sein. Der hoch signifikante Effekt der beruflichen Stellung wirkt sich weniger stark aus, trägt aber dennoch zu einer Verbesserung der Wohneigentümerquote von Migranten bei. Wenn man also wie in Tabelle 1 den durchschnittlich geringeren Bildungs- und Berufsstatus von Migranten berücksichtigt, wird der Einfluss des Migrationshintergrundes zwar geringer, die Unterschiede im Verhältnis zu westdeutschen Haushalten hinsichtlich der Wohneigentümerquote bleiben dennoch deutlich und hoch signifikant.

Zwischen Ost- und Westdeutschland konnte zwischen 2002 und 2007 immerhin eine leichte Annäherung um 2,5 Prozentpunkte festgestellt werden. Jedoch besitzen ostdeutsche Haushalte (47,75%) auch 20 Jahre nach der Wiedervereinigung noch deutlich seltener Wohneigentum als westdeutsche Haushalte (65,05%). Erkennbar ist bei der Betrachtung der Entwicklung der Wohneigentümerquote in den Jahren 2002 und 2007 jedoch auch, dass bei der jüngeren Generation (bis zum Alter von 45 Jahren) eine zunehmende Annäherung zwischen Ost- und Westdeutschland stattfindet. Eine mögliche Erklärung hierfür ist, dass die jüngere Generation in Ostdeutschland bereits in einem marktwirtschaftlichen System aufgewachsen ist und daher besser in der Lage war, Vermögen aufzubauen und in Eigentum zu investieren. Jedoch ist aufgrund der relativ hohen Arbeitslosenquote sowie dem geringeren Durchschnittseinkommen und den niedrigeren und selteneren Erbschaften und Schenkungen in Ostdeutschland davon auszugehen, dass Unterschiede hinsichtlich der Eigentümerquote in Ost- und Westdeutschland weiterhin bestehen bleiben. Diese Annahme muss zu einem späteren Zeitpunkt überprüft werden.

Soziale Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland

Tabelle 1

	Modell 1	Modell 2	Modell 3
<i>Herkunft</i>			
Ost	-0,71**	-0,85**	-0,69**
West (Ref.)			
Migrant	-1,03**	-0,86**	-0,91**
<i>Bildung</i>			
kein Abschluss (Ref.)			
HS mit Ausbildung		0,35**	
MR/ Abi ohne Ausbildung		0,92**	
MR/ Abi mit Ausbildung		0,71**	
(Fach-) Hochschulabschluss		0,77**	
<i>Berufsklasse</i>			
Obere Dienstklasse (Ref.)			
Untere Dienstklasse			0,35
Routinedienstleistungen			-0,57*
Selbstständige			0,30
Meister/Techniker			-0,58*
un- und angelernte Arbeiter			-0,69**
Landwirte			0,48
Arbeitslose			-1,37**
Rentner			-0,76**

Quelle: Sozio-ökonomisches Panel (2007); eigene Berechnungen.

** : Signifikanz bei α 0,01; * : Signifikanz bei α 0,05; + : Signifikanz bei α 0,10.

Zwischen Ost- und Westdeutschland konnte zwischen 2002 und 2007 immerhin eine leichte Annäherung um 2,5 Prozentpunkte festgestellt werden. Jedoch besitzen ostdeutsche Haushalte (47,75%) auch 20 Jahre nach der Wiedervereinigung noch deutlich seltener Wohneigentum als

westdeutsche Haushalte (65,05%). Erkennbar ist bei der Betrachtung der Entwicklung der Wohneigentümerquote in den Jahren 2002 und 2007 jedoch auch, dass bei der jüngeren Generation (bis zum Alter von 45 Jahren) eine zunehmende Annäherung zwischen Ost- und Westdeutschland stattfindet. Eine mögliche Erklärung hierfür ist, dass die jüngere Generation in Ostdeutschland bereits in einem marktwirtschaftlichen System aufgewachsen ist und daher besser in der Lage war, Vermögen aufzubauen und in Eigentum zu investieren. Jedoch ist aufgrund der relativ hohen Arbeitslosenquote sowie dem geringeren Durchschnittseinkommen und den niedrigeren und selteneren Erbschaften und Schenkungen in Ostdeutschland davon auszugehen, dass Unterschiede hinsichtlich der Eigentümerquote in Ost- und Westdeutschland weiterhin bestehen bleiben. Diese Annahme muss zu einem späteren Zeitpunkt überprüft werden.

Unter Einbezug des Bildungsstatus (siehe Tabelle 1) bleibt der hoch signifikante Einfluss der Herkunftsregion Ostdeutschland bestehen; der negative Effekt durch den Einbezug von Bildung sogar verstärkt. Der Einbezug der Berufsklasse hingegen reduziert den negativen Einfluss der Region Ostdeutschland; dennoch bleibt das Ergebnis für die Eigentumsquote von ostdeutschen Haushalten hoch signifikant negativ.

5.2 Geschlecht

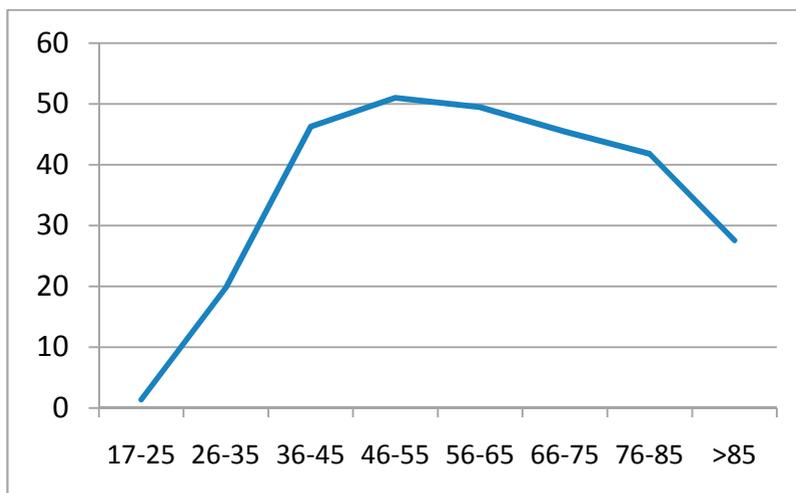
Vergleicht man die Jahre 1988 und 2007, wird deutlich, dass es zwischen Frauen und Männern zu einer deutlichen Annäherung der Wohneigentümerquote gekommen ist. Allerdings ist zu beachten, dass die Wohnsituation im Jahr 1988 auf Haushaltsebene erfasst wurde, im Jahr 2007 jedoch auf Personenebene. Da im Jahr 1988 die Haushaltsvorstände insbesondere von Familien, welche häufig Wohneigentum besitzen, meist männlich waren, ist davon auszugehen, dass die Haushalte, welche einen weiblichen Haushaltsvorstand hatten, überwiegend allein stehende Frauen waren; diese Gruppe sollte aufgrund der Einkommenslage jedoch eher schwer Wohneigentum finanzieren können, beziehungsweise insbesondere alleinstehende junge Frauen weisen meist

wenig Interesse an Wohneigentum auf. Es ist daher anzunehmen, dass weibliche Eigentümer insbesondere im Jahr 1988 häufig Witwen und geschiedene Frauen gewesen sind. Diese Annahme muss allerdings in späteren Analysen noch überprüft werden.

5.3 Altersgruppen

Die Lebenszyklus-Hypothese kann bestätigt werden: Die Beziehung zwischen Wohneigentum und Alter nimmt einen kurvenförmigen Verlauf an (siehe Abbildung 1). Das bedeutet, dass junge Erwachsene nur selten Wohneigentümer sind, was zum einen daran liegt, dass sie sich häufig noch im Bildungssystem befinden beziehungsweise am Arbeitsmarkt noch nicht etabliert sind und somit noch relativ mobil bleiben müssen. Zudem besitzen junge Menschen kaum Kapital, da Erbschaften in diesem Alter noch eher selten sind und Einkommen zur Vermögensakkumulation noch nicht über eine längere Zeit genutzt werden konnte. Ab dem Alter von 25 Jahren bis zum Alter von ungefähr 45 Jahren nimmt der Übergang zu Wohneigentum kontinuierlich zu, da die Menschen vermehrt am Arbeitsmarkt etabliert sind und Familien Gründungen häufiger werden, was mit einer zunehmenden Sesshaftigkeit und somit auch mit einer ansteigenden Eigentümerrate einhergeht, da ein eigenes Haus oft als idealer Platz für die Familie angesehen wird. Mit Beginn des Rentenalters findet eine allmähliche Abnahme der Eigentümerquote statt. Dies kann vermutlich zum einen damit erklärt werden, dass Eltern ihren Kindern das Eigentum teilweise schon vor ihrem Tod überschreiben und Eigentum gegen ein Mietobjekt getauscht wird, um eine geringere Verantwortung zu tragen. Ab dem Alter von 80 Jahren nimmt die Eigentümerquote deutlicher ab, da ältere Menschen zum einen häufig nicht mehr in der Lage sind, sich um Eigentum zu kümmern und zum anderen Eigentum zur Finanzierung eines Aufenthalts im Altersheims in einigen Fällen verkauft werden muss (Häußermann und Siebel, 2000; Mulder und Wagner, 1998).

Abbildung 1



Quelle: Sozio-oekonomisches Panel (2007), eigene Berechnungen.

Da bislang nur eine Querschnittsanalyse durchgeführt wurde, kann nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden, dass es sich bei dem Verlauf der Eigentümerquote nicht um einen Kohorteneffekt handelt. Es ist durchaus denkbar, dass insbesondere die älteren Kohorte, die gerade in ihren jungen Jahren vom Zweiten Weltkrieg betroffen war und diesen Nachteil oftmals nicht mehr aufholen konnte, schon immer vergleichsweise selten Wohneigentum besaß und dass es sich beim Absinken der Wohneigentümerquote im Alter nicht um einen Alters-, sondern um einen Kohorteneffekt handelt (Wagner und Mulder, 2000). Allerdings fällt auf, dass beim Querschnittsvergleich der Jahre 2008, 2002 und 2007 ein ähnliches Lebenszyklusmuster bei der Wohneigentümerquote festzustellen ist.

5.4 Familienstatus

Wie zu erwarten war, sind Mehrgenerationenhaushalte besonders häufig Besitzer von Wohneigentum. Die relativ traditionelle Orientierung

und die Verwendung eines Wohnobjektes, welches bereits in Familienbesitz ist, erklären die hohe Wohneigentümerquote von 86,67 Prozent. Auch sind Familien mit Kindern wie erwartet vielfach Wohneigentümer, da ein Eigenheim noch immer als idealer Ort für die Familie gilt. Die verhältnismäßige hohe Eigentümerquote von Ehepaaren ohne Kinder (62,09 Prozent) ist möglicherweise damit zu erklären, dass diese Gruppe noch eine Familie gründen will und schon vorab in Eigentum investiert. Ein anderer Erklärungsansatz könnte sein, dass Paare ohne Kinder über ein relativ hohes Vermögen verfügen und häufig beide Personen erwerbstätig sind, so dass die Finanzierung einer eigenen Immobilie einigermaßen leicht realisiert werden kann. Hier müssen allerdings noch weitere Analysen durchgeführt werden. Wenig überraschend ist die relativ geringe Eigentumsquote von 42,2 Prozent bei Ein-Personenhaushalten. Diese Personengruppe gilt zum einen als relativ mobil und zum anderen müssen Investitionen alleine getragen werden, was den Kauf oder Bau einer Eigentumswohnung beziehungsweise eines Hauses wenig attraktiv erscheinen lässt. Alleinerziehende haben – anders als erwartet – mit 53,68 Prozent eine vergleichsweise hohe Eigentümerquote. Dies hängt vermutlich damit zusammen, dass meist der Elternteil, der überwiegend für die Kinderbetreuung verantwortlich ist, auch im ehemals gemeinsamen Eigenheim wohnen bleibt (Feijten, 2005).

5.5 Bildungs- und Berufsstatus

Hinsichtlich des Bildungsstatus zeigt sich ein klarer Zusammenhang zur Wohneigentümerquote. Mit höherem Bildungsabschluss erhöht sich auch die Chance, eine eigene Immobilie zu besitzen. Die Ergebnisse in den multivariaten Analysen sind für alle Bildungsabschlüsse hoch signifikant und zeigen klar, dass Personen ohne Abschluss die geringste Wohneigentümerquote im Vergleich zu den anderen Gruppen aufweisen (siehe Tabelle 1).

Hinsichtlich der Berufsposition ist der Zusammenhang nicht ganz so deutlich. Zwar haben Angehörige der oberen und unteren Dienstklasse

vergleichsweise häufig Wohneigentum, die Eigentümerquote von Personen, die Routinedienstleistungen erbringen, ist jedoch ähnlich hoch. Weiterhin können die Ergebnisse von Kurz (2000) bestätigt werden, denn die Eigentümerquote von Personen, die der Arbeiterklasse angehören, ist relativ hoch. Jedoch gibt es große Unterschiede innerhalb dieser Schicht. Personen, die un- und angelernte Tätigkeiten verrichten, besitzen mit 45 Prozent im Vergleich zu Meistern beziehungsweise Technikern mit 54,05 Prozent deutlich seltener Eigentum. Selbstständige und Landwirte haben, wie erwartet, besonders hohe Eigentumsquoten (73,32 beziehungsweise 75 Prozent), da diese Berufsgruppen häufig eine starke regionale Bindung aufweisen, Selbstständige hohe Investitionen kennen und vor diesen nicht zurückschrecken und Landwirte traditionell oftmals Land bewirtschaften, das sich seit Generationen in Familienbesitz befindet. Insbesondere Arbeitslose haben im Vergleich zu der oberen Dienstklasse eine hoch signifikant niedrigere Wohneigentümerquote, was die Hypothese bestätigt, dass diese Gruppe nur schwer Wohneigentum finanzieren kann.

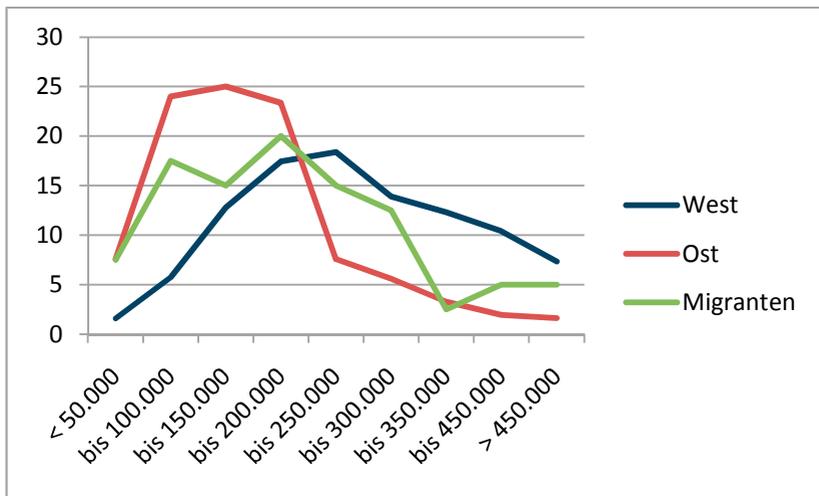
5.6 Wert von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland und von Migranten

Betrachtet man den Wert des Eigentums, sind große Unterschiede zwischen Ostdeutschen, Westdeutschen und Migranten festzustellen (siehe auch Abbildung 2). Ostdeutsche besitzen meist Wohneigentum mit einem Wert von bis zu 200.000 Euro. Eine selbstgenutzte Immobilie im Wert von 200.000 Euro und mehr besitzen nur 20,06 Prozent der Ostdeutschen. Auch Wohneigentum von Migranten ist im Vergleich zu Immobilien von Westdeutschen im Durchschnitt weniger wert. Allerdings ist die Verteilung nicht so stark im unteren Preissegment konzentriert wie es bei den Ostdeutschen der Fall ist; immerhin 40 Prozent der immobilienbesitzenden Migranten sind Wohneigentümer von einer Wohnung oder einem Haus, das 200.000 Euro und mehr wert ist (im Vergleich zu 62,4 Prozent der westdeutschen Haushalte). Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass die Migranten, die sich Eigentum leisten

Soziale Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland

können, eine besonders privilegierte Gruppe darstellen, die genügend Vermögen besitzt, um in Eigentum mit höherem Wert zu investieren. Außerdem besitzen Migranten häufig selbstgenutztes Wohneigentum in Ballungszentren, in welchen die Immobilienpreise vergleichsweise hoch sind. Die Ergebnisse hinsichtlich des Immobilienwertes von Migranten sind jedoch aufgrund der geringen Fallzahl (n=37) nur mit Vorsicht zu interpretieren.

Abbildung 2



Quelle: Sozio-oekonomisches Panel (2007), eigene Berechnungen.

5.7 Wert von Wohneigentum nach Bildungsstatus

Bei der Betrachtung der Verteilung des Wertes der Immobilienverteilung nach Bildungsstatus des Haushaltsvorstandes kann man sehen, dass - wie erwartet - eine klare Stratifikation nach dem Bildungsstatus festgestellt werden kann. Haushaltsvorstände, in deren Besitz eine selbstgenutzte Immobilie ist, mit einem Haupt- beziehungsweise Realschulabschluss, besitzen in vielen Fällen Wohneigentum mit einem Wert von bis

zu 200.000 Euro. Insbesondere bei einem Immobilienwert unter 150.000 Euro sind hingegen Personen mit Abitur beziehungsweise einem Hochschulabschluss kaum vertreten (9,3 beziehungsweise 7,4 Prozent). Es lässt sich also nicht nur hinsichtlich des Besitzes, sondern auch des Wertes der Immobilie eine deutliche Ungleichheitsstruktur bei selbstgenutztem Wohneigentum feststellen. Es konnte gezeigt werden, dass mit höherer Bildung auch in wertvolleres Wohneigentum investiert werden kann. Dies entspricht den Erwartungen, da Personen und Haushalte mit einem höheren Bildungsstatus häufig über mehr Einkommen und Vermögen verfügen, so dass in wertvollere Objekte investiert werden kann. Personen mit geringer Bildung erwerben Wohneigentum häufig in ländlichen Regionen, da hier die Grundstücks- und Immobilienpreise niedrigere sind als in der Stadt oder im städtischen Umland. Außerdem wird in vielen Fällen durch den Verbleib im Herkunftsort und die damit verbundene Hilfe durch Verwandte und Freunde der Hausbau erleichtert oder teilweise auch erst möglich macht. Die Bauweise ist in diesen Fällen dann meist funktional und weniger prestigeträchtig, was sich in einem niedrigeren Immobilienwert niederschlägt.

6. Zusammenfassung und Diskussion

Die Analysen konnten zeigen, dass Ungleichheiten sowohl beim Zugang zu, als auch beim Wert von Wohneigentum bestehen. Besonders Personen mit niedrigem Bildungsstatus haben nur schwer die Möglichkeit, Wohneigentum zu erwerben beziehungsweise selbst wenn sie Immobilienbesitzer sind, können sie sich kaum ein luxuriöses Eigenheim oder eine exklusive Wohnlage leisten. Bei der Betrachtung des Einflusses des Berufsstatus` konnte weiterhin gezeigt werden, dass ein höherer Berufsstatus auch mit einer höheren Chance, Wohneigentümer zu sein, einhergeht. Allerdings wurde deutlich, dass innerhalb der Arbeiterklasse deutliche Unterschiede bestehen. So weisen un- und angelernte Arbeiter neben Arbeitslosen die niedrigste Wohneigentümerquote auf. Meister und Techniker besitzen jedoch deutlich häufiger Wohneigentum. Der Bildungsstatus korreliert auch mit dem Wert der Immobi-

Soziale Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland

lie; mit einem höheren Status steigt der durchschnittliche Wert der selbstgenutzten Immobilie. Diesen Personen scheint es folglich zu gelingen, ihr Humankapital auch in tatsächliches Vermögen umzuwandeln; ob dies überwiegend durch das eigene Einkommen oder auch durch finanzielle Transferleistungen der (Groß-)Eltern möglich ist, kann anhand der Daten nicht genau rekonstruiert werden.

Die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland sind auch 20 Jahre nach der Wiedervereinigung noch klar sichtbar. Westdeutsche Personen weisen eine signifikant höhere Eigentümerquote auf. Jedoch kann man auch sehen, dass es bei der jüngeren Generation zu einer zunehmenden Annäherung der Eigentümerquote in Ost- und Westdeutschland kommt, denn Personen aus Ostdeutschland bis zu einem Alter von ungefähr 40 Jahren wuchsen bereits (überwiegend) in einer Marktwirtschaft auf und konnten dementsprechend leichter Vermögen akkumulieren. Allerdings bleibt abzuwarten, ob es auch dauerhaft zu einer Angleichung kommt. Folgende Gründe sprechen gegen eine identische Wohneigentümerquote: die schwierige Arbeitsmarktsituation in Ostdeutschland, die niedrigeren Durchschnittsgehälter sowie die geringere Wahrscheinlichkeit von (höheren) Erbschaften beziehungsweise Schenkungen durch die ältere Generation, da diese zu DDR-Zeiten kaum Vermögen ansparen konnten. Dass der durchschnittliche Wert in Ostdeutschland deutlich geringer ist als der Immobilienwert in Westdeutschland hängt zum einen damit zusammen, dass Personen in Ostdeutschland oftmals nicht über genügend Vermögen verfügen, um in teure Immobilien zu investieren und zum anderen daran, dass viele Regionen in Ostdeutschland aufgrund der ländlichen Struktur und der schwierigen Arbeitsmarktlage als wenig attraktive Wohngegenden gelten, was zu einer Wertminderung führt. Zweifelsohne gibt es natürlich auch Regionen wie Berlin, in denen der durchschnittliche Immobilienwert deutlich höher anzusetzen ist.

Auch Migranten sind seltener Wohneigentümer als Westdeutsche; selbst im Vergleich zu der ostdeutschen Bevölkerung besitzen sie vergleichsweise selten Wohneigentum. Dies ist insbesondere dann verwunderlich, wenn man berücksichtigt, dass das Vermögen von west-

deutschen Migranten im Durchschnitt höher ist als das Vermögen von ostdeutschen Personen (Grabka und Frick, 2007). Dieser Effekt bleibt auch bestehen, wenn man den Bildungs- und Berufsstatus der Migranten einbezieht. Die geringe Wohneigentümerquote von Migranten lässt sich also nur zum Teil mit dem durchschnittlich geringeren Bildungs- und Berufsstatus erklären.

Ebenso lässt sich beim Wert des Eigentums feststellen, dass Ostdeutsche und Migranten seltener Wohneigentum mit einem Wert über 250.000 Euro besitzen. Allerdings liegt der Durchschnittsimmobilienwert bei Migranten über dem der Ostdeutschen, was darauf hindeutet, dass Migranten, die eine Immobilie besitzen, eine privilegierte Gruppe darstellen.

Beim Alter konnte der erwartete kurvenförmige Verlauf der Eigentumsverteilung festgestellt werden.

Auch hinsichtlich des Familienstatus konnte die Hypothese bestätigt werden, dass besonders (Mehrgenerationen-)Familien häufig Eigentümer sind. Überraschend war nur der relativ hohe Anteil von Wohneigentümern von Alleinerziehenden. Dies kann aber vermutlich durch den Verbleib des Elternteils in der vorher gemeinsam bewohnten Immobilie, welcher hauptsächlich für die Kinderbetreuung zuständig ist, erklärt werden.

Für die Zukunft wird es interessant sein zu beobachten, wie sich die Unterschiede bei der Eigentumsquote in Ost- und Westdeutschland entwickeln. Kommt es weiterhin zu einer Angleichung oder bleiben gewisse Differenzen aufgrund der ungünstigeren Arbeitsmarktsituation und der geringeren monetären Transferleistungen durch die ältere Generation bestehen? Des Weiteren muss noch geklärt werden, wie sich die Eigentümerquote nach Bildungs- und Berufsstatus über die letzten Jahrzehnte entwickelt hat. Haben soziale Ungleichheiten hier zugenommen oder konnten diese hinsichtlich des Zugangs zu selbstgenutzten Wohneigentum sogar abgeschwächt werden?

Die Beantwortung dieser Fragen ist besonders interessant, weil eine Annäherung der Eigentümerquote vermutlich auch zu einer Angleichung der Vermögenssituation führen würde, da Wohneigentum die

Vermögensposition von Haushalten in vielen Fällen stark beeinflusst. Aus gesellschaftspolitischer Sicht ist diese Entwicklung äußerst relevant, da mit Vermögen auch Lebenschancen verbunden sind und Wohneigentum auch als Rentenvorsorge genutzt werden kann.

7. Literatur

- Agresti, A. (1990): *Categorical Data Analysis*. New York, Chichester and Brisbane: Wiley.
- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2005): *Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland*. Berlin.
- Andreß, H.-J., Borgloh, B., Güllner, M. und Wilking, K. (2003): *Wenn aus Liebe rote Zahlen werden. Über die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Behring, K. und Helbrecht, I. (2003): Mieter oder Selbstnutzer in Europa? Ursachen der unterschiedlichen Eigentümerquoten in ausgewählten europäischen Staaten. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, H. 6, S. 343-353.
- Blossfeld, H.-P., Klijzing, E., Mills, M. und Kurz, K. (2005): *Globalization, Uncertainty and Youth in Society*. London/New York: Routledge.
- Buchholz, S. und Kurz, K. (2009): A new mobility regime in Germany? Young people's labor market entry and phase of establishment since the mid-1980s. In: H.-P. Blossfeld, K. Kurz, S. Buchholz und E. Bukodi (Hg.): *Young Workers, Globalization and the Labor Market: Comparing Early Working Life in Eleven Countries*. Cheltenham, UK/Northampton, MA, USA: Edward Elgar.
- Brauns, H. und Steinmann, S. (1999): 'Educational Reform in France, West-Germany, the United Kingdom: Updating the CASMIN Educational Classification'. *ZUMA-Nachrichten* 44: S. 7-45.
- Browne, J. (2006): *Sex segregation and inequality in the modern labour market*. Bristol: The University Press.
- Clark, W.A.V., Deurloo, M.C. und Dieleman, F.M. (1997): Entry to

- Home-ownership in Germany: Some Comparison with the United States. In: *Urban Studies*, Vol. 34, No. 1, S. 7–19.
- Engelbrech, G. und Jungkunst, M. (2001): Alleinerziehende Frauen haben besondere Beschäftigungsprobleme. Im Vergleich zu Frauen mit Partner sind sie öfter erwerbslos und nehmen schlechtere Arbeitsbedingungen in Kauf. Herausgegeben von Bundesanstalt für Arbeit. Nürnberg: IAB-Kurzbericht.
- Erikson, R. und Goldthorpe, J.H. (1992): *The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies*. Oxford: Calderon Press.
- Feijten, P. (2005): Union dissolution, unemployment and moving out of homeownership. In: *European Sociological Review*, 21(1), S. 59–71.
- Grabka, M. M. und Frick, J.R. (2007): Vermögen in Deutschland wesentlich ungleicher verteilt als Einkommen. *Wochenbericht des DIW*, 45.
- Hannemann, C. (2000): *Historischer Abriss zu wesentlichen Entwicklungslinien städtischen Wohnens in Deutschland seit 1945*. Humboldt-Universität, Berlin.
- Hauser, R. (2002): Die Entwicklung der Einkommens- und Vermögensverteilung in Deutschland- ein Überblick. In: *Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Gegenwartskunde.*, 51 Jg., H. 3, S. 373–394.
- Häußermann, H. und Siebel, W. (2000): *Soziologie des Wohnens*. 2. Aufl. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Kalter, F. (1999): "The ties that bind" - Wohneigentum als ehespezifische Investition. In: T. Klein und W. Lauterbach (Hg.): *Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen*. Opladen: Leske+Budrich.
- Krivo, L.J. und Kaufman, R.L. (2004): Housing and wealth inequality: racial-ethnic differences in home equity in the United States. In: *Demography*, Vol.41, No.3, S. 585–605.
- Kurz, K. (2000): Soziale Ungleichheit beim Übergang zu Wohneigentum. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 29(1), S. 27–43.
- Kurz, K. und Blossfeld, H.-P. (Hg.) (2004): *Home ownership and social inequality in comparative perspective*. Stanford, Calif.: Stanford University Press.
- Lewin-Epstein, N., Adler, I. und Semyonov, M. (2004): Home Ownership and social inequality in Israel. In: K. Kurz und H.-P. Blossfeld

Soziale Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland

- (Hg.): *Home ownership and social inequality in comparative perspective*. Stanford, Calif.: Stanford University Press, S. 338–379.
- Lewin-Epstein, N. und Semyonov, M. (2000): Migration, Ethnicity, and Inequality: Homeownership in Israel. In: *Social Problems*, 47(3), S. 425–444.
- Modigliani, F. (1988): The role of intergenerational transfers and life cycle saving in the accumulation of wealth. In: *Journal of Economic Perspectives*, 2: S. 15-40.
- Mulder, C.H. und Wagner, M. (1998): First-time Home-ownership in the Family Life Course: A West German- Dutch Comparison. In: *Urban Studies*, 35(4), S. 687–713.
- Mulder, C.H. und Smits, J. (1999): First-Time Home-Ownership of Couples. The Effect of Inter-Generational Transmission. In: *European Sociological Review*, 15(3), S. 323–337.
- Ostermeier, M. und Blossfeld, H.-P. (1998): Wohneigentum und Ehescheidung. Eine Längsschnittstudie über den Einfluss gekauften und geerbten Wohneigentums auf den Prozeß der Ehescheidung. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 23(1), S. 39–54.
- Parcel, T.L. (1982): Wealth Accumulation of Black and White Men: The case of Housing Equity. In: *Social Problems*, 30(2), S. 199-211.
- Petrowsky, W. (1993): *Arbeiterhaushalte mit Wohneigentum. Die Bedeutung des Erbes bei der Eigentumsbildung*. Universität Bremen..
- Reißlandt, C. (2005): *Von der "Gastarbeiter"-Anwerbung zum Zuwanderungsgesetz. Migrationsgeschehen und Zuwanderungspolitik in der Bundesrepublik*. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Schulz, F. und Blossfeld, H.-P. (2006): Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58(1), S. 23–49.
- Schulz, F. und Blossfeld, H.-P. (2009): Enttraditionalisierung und Traditionalisierung der Arbeitsteilung im Haushalt. Beide Seiten sind wichtig. Eine Antwort auf Johannes Kopp. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 61(1), S. 124–128.
- Szydlík, M. und Schupp, J. (2004): Wer erbt mehr? Erbschaften, Sozialstruktur und Alterssicherung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56(4), S. 609–629.
- Treibel, A. (2008): *Migration in modernen Gesellschaften: Soziale Folgen*

- von *Einwanderung, Gastarbeit und Flucht*. 4. Aufl. Weinheim: Juventa Verlag.
- Wagner, M. und Mulder, C.H. (2000): Wohneigentum im Lebenslauf. Kohortendynamik, Familiengründung und sozioökonomische Ressourcen. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 29(1), S. 44–59.
- Wolff, E.N. (1995): *Top Heavy: A Study of the Increasing Inequality of Wealth in America*. New York: Twentieth Century Fund.
- Wolff, E.N. (1996): International comparisons of wealth inequality. In: *Review of Income and Wealth*, 42, S. 433–451.

Subversives Erzählen: E.T.A. Hoffmann und Heinrich von Kleist

von Caroline Wagner M.A.

1. Einleitung

Subversiv: aufrührerisch, aufsässig, aufständisch, aufwieglerisch, rebellisch, revolutionär; widersetzlich, zersetzend; (schweiz.): auflüpfisch; (geh.): aufbegehrend; (bildungsspr.): rebellierend.¹

Von den angebotenen Synonymen zu *subversiv* als dem zentralen Begriff dieser Arbeit empfehlen sich zwei in besonderer Weise. Dies ist zum einen die Bedeutungskomponente des *Zersetzens*, will doch die narratologisch orientierte Untersuchung anhand exemplarischer Erzählungen beleuchten, wie sich die Texte Hoffmanns und Kleists fortlaufend selbst unterminieren. Da in beiden Dichtungen auf diese Weise die Idee eines authentischen und homogenen, mithin eines mimetischen Erzählens radikal verabschiedet wird, lässt sich dieses Konzept einer subversiven Poetik in der Vorausschau auf die moderne Literatur des 20. Jahrhunderts außerdem als *revolutionär* begreifen.

Mit Blick auf die gegenwärtige Forschungslage liegt der innovative Impuls dieses Ansatzes zum einen darin, dass Hoffmann und Kleist zwar unmittelbare Zeitgenossen waren: Hoffmann lebte von 1776 bis 1822; Kleist wurde nur ein Jahr später geboren, nahm sich aber bereits 1811 das Leben. Diese Zeitgenossenschaft hat die Interpreten jedoch nie dazu inspiriert, beide Dichter in einen Interpretationszusammenhang zu stellen. Dieses Desiderat gilt es zu beheben, zumal deshalb, weil eine Betrachtung unter dem gemeinsamen Blickwinkel einer subversiven Poetik neue Einblicke in das vielfach besprochene Werk Kleists und Hoffmanns in Aussicht stellt. Zu erwarten sind dabei einerseits neue Impulse für das Verständnis beider Dichtungen im Einzelnen; vor allem

¹ Duden – Das Synonymwörterbuch. Ein Wörterbuch sinnverwandter Wörter. Mannheim u.a.: Dudenverlag 2006.

aber soll herausgearbeitet werden, wie sich die Erzählungen Kleists und Hoffmanns unter dem Oberbegriff der Subversivität begegnen.

2. Erzählte Welten im Zeichen der Dekomposition

Um dies zu leisten, scheint ein zweigliedriges Analyseverfahren sinnvoll. Zu unterscheiden ist dabei einerseits der Bereich der sprachlichen Darstellung, dem im Anschluss an dieses Kapitel ein wesentlicher Teil des Beitrags gewidmet werden soll. Dies wird damit begründet, dass gerade das Erzählen als Vermittlungsakt zum Kristallationspunkt verschiedener subversiver Strategien avanciert. Darüber hinaus ist eine systematische Betrachtung des unzuverlässigen Erzählens, wie sie in diesem Zusammenhang erfolgen soll, als eine weitreichende Innovation auf dem Gebiet der Hoffmann- und Kleistforschung zu betrachten.

Der andere Teil der Analyse widmet sich mit der erzählten Welt dem ‚Produkt‘ des jeweiligen Erzählens. Mit Blick auf diese semantische Dimension der ausgewählten Werke lässt sich etwa zeigen, wie Hoffmanns und Kleists Erzählungen sowohl stabile Raumstrukturen als auch das Prinzip eines chronologischen Zeitlaufs konsequent demontieren. Auch sind die Handlungsstränge innerhalb ihrer Erzählungen äußerst komplex angelegt und verweigern sich konsequent einer abschließenden Lösung. Die konkreten Geschehenszusammenhänge erhellen sich häufig selbst am Ende nicht, und statt eines teleologischen Aufklärungsprinzips werden Zufälligkeit und Willkür als bestimmende Momente innerhalb der fiktionalen Wirklichkeit transparent.² Folglich präsentieren die Werke dem Leser keine einfachen Botschaften, vielmehr lösen sich feste Strukturen auf und entziehen sich ins Unbe-

² Während das Motiv des Zufalls sowie das Prinzip der Kontingenz in Kleists Werken verschiedentlich besprochen wurden (vgl. z.B. Bourke 1983, Hamacher 1993), fahren viele Hoffmanninterpreten darin fort, dessen Texte auf eine abschließende harmonische Einbettung des Disparaten hin zu lesen. So sieht Heine im „Goldenen Topf“ den ästhetischen Weg zu einem „Leben in der Poesie“ (Heine 1974, 195) vorgezeichnet, und Segebrecht erhebt die „Integration der Einzelheiten und Teile zu einem Ganzen“ zu Hoffmanns „künstlerische[m] Programm“ (Segebrecht 1996, 30).

stimmte. Der Beginn von Kleists Erzählung „Die Marquise von O...“ vermag dies zu illustrieren:

„In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., eine Dame von vortrefflichem Ruf, und Mutter von mehreren wohlherzogen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen: daß sie, ohne ihr Wissen, in andre Umstände gekommen sei [...]. Die Dame [...] war die Tochter des Herrn von G..., Commendanten der Zitadelle bei M.... Sie hatte, vor ungefähr drei Jahren, ihren Gemahl, den Marquis von O... [...] verloren [...]. Auf Frau von G....s, ihrer würdigen Mutter, Wunsch, hatte sie, nach seinem Tode, den Landsitz verlassen, den sie bisher bei V.... bewohnt hatte“³.

Offenkundig verweigert Kleist seinem Leser hier eine authentische Verortung des Geschehens. Anstatt Orts- und Personennamen aber gänzlich auszusparen, werden sie zu Chiffren verkürzt. Selbstredend reizen diese provokanten Leerstellen im Textgefüge den Rezipienten aber zu Spekulationen und bewirken damit gleichzeitig, dass sich seine Aufmerksamkeit vom Geschehen auf den Text als literarisches Produkt verlagert. Die unerklärte Schwangerschaft der Marquise von O... muss zurücktreten zu Gunsten des Akts der sprachlichen Präsentation – mit dem Effekt, dass die Illusion eines authentischen Geschehens zerbricht. In dieser illusionszerstörenden und selbstreflexiven Geste⁴ ist aber bereits ein erstes Beispiel dafür zu sehen, wie Hoffmann und Kleist das erzählerische Repertoire der Moderne vorbereiten.

Dieser Exkurs zur Metaebene des Textes greift allerdings schon in den zweiten Gegenstandsbereich der Arbeit aus, der Untersuchung subversiver Darstellungsmechanismen. Für einen Moment soll der Fokus jedoch noch auf der Inhaltsebene liegen, speziell auf den Figuren, die die erzählten Welten bevölkern. Auch hier tun sich weitreichende Parallelen zwischen Kleists und Hoffmanns Konzept auf, die im Zeichen der Dekomposition stehen. Betrachtet werden dabei im Folgenden die Figur

³ Kleist: Ma, 143.

⁴ Eine umfassende Beschreibung metafiktionaler und illusionsstörender Mechanismen auf allgemeiner theoretischer Basis liefert Wolf 1993.

des Künstlers bei Hoffmann sowie die Struktur der Familie, wie sie Kleists Text verhandelt.

In vordergründiger Übereinstimmung mit dem literarischen Kontext der Romantik sind es gerade die mannigfaltigen Künstlergestalten, die Hoffmanns Welten prägen. Der Leser trifft auf Dichter, Musiker, Maler, Goldschmiede und Alchimisten, auf Automaten- und Instrumentenbauer.⁵ Betrachtet man jedoch zum Beispiel den Studenten Anselmus – Held des Märchens „Der goldene Topf“ und eine der prominentesten Künstlerfiguren Hoffmanns – genauer, so drängen sich durchaus Zweifel an der Natur dieses Poeten auf. Zu keinem Zeitpunkt des Märchens nähert dieser sich ernsthaft der ausgestellten Profession und das, obwohl seine dichterische Ausbildung einen wesentlichen Teil der Handlung ausmacht. Weder im Laufe seines Reifungsprozesses noch als er schon vom Text zum „Dichter[.]“⁶ stilisiert wird, sind ihm ein autonomes Schöpfer_tum und eigene Kreativität zu bescheinigen.⁷ Vielmehr fördert eine differenzierte Analyse des „Goldenen Topfs“ zu Tage, dass Hoffmann mit der Einführung dieser Künstlergestalt zwar eine bestimmte Erwartungshaltung beim Leser weckt. Die in Aussicht gestellte Apotheose des Künstlers wird jedoch ironisch aufgehoben und der Dichterstatus des Anselmus gerät zur bloßen Maskerade. Die Figur des Künstlers wird somit ausgehöhlt und depotenziert.

Ähnlich verfährt Kleists Text mit dem Modell der Familie. Neben anderen Erzählungen liefert das „Erdbeben in Chili“ ein eindringliches Beispiel dafür, wie das Konzept der Familie buchstäblich dekomponiert und fragmentiert wird.

Die Geschichte ist situiert im Jahr 1647 in St. Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili. Jeronimo und Josephe bilden ein illegitimes, weil nicht standesgleiches Liebespaar, das überdies ein uneheliches Kind in die Welt gesetzt hat. Ihre Verbindung wird entdeckt, Josephe zum Tod

⁵ Zur Figur und Rolle des Künstlers bei Hoffmann vgl. Schmidt 2009; speziell zu Anselmus als dem Protagonisten des „Goldenen Topfs“ vgl. Nygaard 1983; Vitt-Maucher 1989, 18ff.; Kremer 1993, 79ff.; Liebrand 1996, 114ff.

⁶ Hoffmann: gT, 316.

⁷ Anders votiert hier Schmidt: Er interpretiert Anselmus' Gespräch mit Lindhorst als eine erste dichterische Eigenleistung (vgl. Schmidt 1981, 159).

verurteilt und Jeronimo ins Gefängnis geworfen, wo er sich anschickt, Selbstmord zu begehen. Im Moment der Hinrichtung Josephes bzw. des Freitods Jeronimos ereignet sich jedoch das im Titel angekündigte Erdbeben, das mit seiner allesvernichtenden Gewalt paradoxerweise die beiden Todgeweihten rettet und sie ins Leben zurückführt. Vor den Toren der zerstörten Stadt werden alle drei Figuren als Familie vereint: Josephe, Jeronimo und das gemeinsame Kind Philipp. Der Erzähler als vermittelnde Instanz zwischen Geschehen und Leser ergreift dabei in wertenden Kommentaren⁸ deutlich Partei für das Liebespaar und so scheint die moralische Botschaft eindeutig: Die Liebe der Protagonisten geht aus allen Anfechtungen von Seiten der bigotten Gesellschaft St. Jago siegreich hervor; das Glück des Individuums triumphiert über das anonyme Kollektiv der Zivilisation.

Tatsächlich verhält es sich jedoch anders. Alle Vorsicht vergessend, kehrt die neu konstituierte Familie zurück in die Stadt. Dort werden Jeronimo und Josephe während eines öffentlichen Gottesdienstes abermals als das verurteilte Liebespaar erkannt und schließlich von der fanatisch-aufgebrachten Volksmenge buchstäblich zerfetzt. Die Eltern kommen ums Leben, Philipp aber überlebt. Statt seiner stirbt ein anderer Sohn: Juan, das Kind eines befreundeten Paares. Dies wird möglich, weil Jeronimo und Josephe nicht allein nach St. Jago zurückkehren, sondern sich während ihres Aufenthalts vor der zerstörten Stadt mit einer anderen Familie zusammengeschlossen haben, genauer: sich mit ihr vermischt haben. Kleist vollzieht hier ein Substitutionsexperiment.⁹

Auf Grund zufälliger Fügungen gehen auf dem Weg zurück in die Stadt nicht die jeweiligen Partner Seite an Seite, sondern die Figuren wechseln ihre Positionen. Don Fernando (der hinzugestoßene Mann/ Vater) führt Josephe und Jeronimo dessen Schwägerin, Donna Constanze. Im Kampf vor der Kirche kommt es auf Grund dieser Vertauschungen zu einem grausamen Blutbad: Als erstes wird Jeronimo als der verurteilte

⁸ So geben Wendungen wie „die unglückliche Josephe“ (Kleist: Eb, 189) oder „die Unglücklichen, die ein Wunder des Himmels gerettet hatte!“ (ebd., 197) ein deutliches Zeugnis der Sympathie des mitleidigen Erzählers.

⁹ Zur Struktur des Chiasmus im weiteren Erzählgeschehen vgl. auch Hamacher 1993, 165ff.

Sittenfrevler erkannt und erschlagen. Da die rasende Menge aber davon ausgeht, dass die Frau an seiner Seite notwendigerweise seine Geliebte, also Josephe, ist, gilt ihr der nächste Keulenschlag: „Klostermetze! erscholl es schon, mit einem zweiten Keulenschlage, von einer andern Seite, der sie leblos neben Jeronimo niederwarf“¹⁰. Tatsächlich ist es aber eben nicht Josephe, die hier brutal getötet wird, sondern die eigentlich unbeteiligte Donna Constanze. Um dem Treiben ein Ende zu bereiten, stürzt sich die gesuchte Josephe nun freiwillig unter die Menge und wird sogleich ebenfalls ermordet. Noch ist die „satanische[.] Rotte“¹¹, wie der Erzähler die radikalisierte Volksmenge tituliert, jedoch nicht zufrieden. Sie sucht nach der Frucht der unehelichen Verbindung, nach Jeronimos und Josephes Sohn Philipp. An dieser Stelle erreicht das grausame Geschehen, das nicht zuletzt auf der zufälligen Substitution gründet, seinen Höhepunkt: Da es den Angreifern nicht möglich ist festzustellen, welches der beiden Kinder auf Don Fernandos Arm das gesuchte ist, reißen sie einfach „der Kinder Eines bei den Beinen von seiner Brust“¹². Dieses ist aber Juan, das ‚falsche‘ Kind. Der Mörder schwingt es „hochher im Kreise“, bis sein Schädel an einem Eckpfeiler der Kirche zerschmettert: „Hierauf ward es still, und Alles entfernte sich“.¹³

Konnte sich die Familie also zunächst als eine besondere Figurenkonstellation behaupten, so wird sie mit dem Tod der Eltern und dem Überleben ihres Kindes in größtmöglicher Radikalität zerrissen. Dabei bedingt paradoxerweise gerade die anfänglich kunstvolle Rettung der einzelnen Familienmitglieder und ihre Zusammenführung in der Natur das anschließende Substitutionsgeschehen und somit das fatale Ende. Darin sowie in der bloßen Willkür, die über Leben und Tod der Figuren entscheidet, offenbart sich Kontingenz als bestimmender Faktor des Geschehens. Neben anderen Dichtern des 20. Jahrhunderts wird Kafka

¹⁰ Kleist: Eb, 219.

¹¹ Kleist: Eb, 221.

¹² Kleist: Eb, 221.

¹³ Kleist: Eb, 221.

dieses Phänomen zu einem zentralen Moment seiner Erzählwerke erheben.¹⁴

3. Subversive Erzählstrategien

Es kann an dieser Stelle nur ein kleiner Ausschnitt der Vielfalt gezeigt werden, mit der Kleists und Hoffmanns Werke Subversivität auf inhaltlicher Ebene gestalten. Daher soll sich die Untersuchung nun ihrem zweiten Gegenstandsbereich zuwenden und die sprachliche Darstellung, sprich das Erzählen selbst betrachten. Da sich jedoch auch auf diesem Gebiet zahlreiche Facetten unterscheiden lassen – Strategien der Leserdistanzierung und Illusionsbrechung stehen neben ironischen oder metafikcionalen Redeformen u.a. –, muss abermals ein Exempel bemüht werden. Als ein solches bietet sich das Phänomen erzählerischer Unzuverlässigkeit in besonderer Weise an, da es als generell junger Forschungsbereich der Narratologie im Hinblick auf Hoffmann und Kleist nahezu noch keine Beachtung gefunden hat.¹⁵ In einem ersten Schritt soll dabei gefragt werden, wie Unzuverlässigkeit über die Perspektivierung des Geschehens installiert werden kann, bevor unzuverlässige Erzähler im engeren Sinn in den Fokus rücken.

¹⁴ Aspekte dieser Verwandtschaft von Kleist und Kafka thematisieren u.a. Allemann 1980 und Hinderer 2006. Auch Kafka selbst äußerte sich mehrmals zu seiner Kleistlektüre, so etwa in einem Brief vom 27.1.1911, in dem er an Max Brod schreibt: „Kleist bläst in mich, wie in eine alte Schweinsblase“ (Kafka 1999, 132).

¹⁵ Zu Hoffmann sind nur zwei Publikationen ersichtlich, die diese Erzählstrategie überhaupt verhandeln. Während Heine einen *unreliable narrator* explizit negiert, erkennt Neymeyr den Erzähler der „Abenteuer der Sylvester-Nacht“ zwar als einen solchen an. Ihr Votum stützt sich jedoch allein auf das disqualifizierende Vorwort des fiktiven Herausgebers; weitere Signale, die der Text in dieser Hinsicht bereithält, bleiben unbeachtet (vgl. Heine 1974, 185; Neymeyr 2005, 66). Im Bereich der Kleistforschung liegt keine systematische Untersuchung zur erzählerischen Unzuverlässigkeit vor.

3.1 Erzählerische Unzuverlässigkeit als Ergebnis einer fluktuierenden Perspektivierung

Es ist zu beobachten, dass die Erzählungen Kleists und Hoffmanns mit Hilfe bestimmter Textstrategien immer wieder Kongruenzen zwischen den Figuren und dem Leser herstellen. Wenn sich also die Personen innerhalb der fiktionalen Welt mit Unsicherheit und Verzweigung konfrontiert sehen, dann werden diese Empfindungen auch an den Rezipienten weitergegeben. Dies gelingt unter anderem durch eine hochgradig komplexe Perspektivierung des Geschehens, die im Folgenden als ein Beispiel für eine subversive Erzählstrategie angeführt und anhand von Hoffmanns Text „Die Bergwerke zu Falun“ erläutert werden soll.

Im Zentrum steht dabei die Frage, *aus wessen Blickwinkel* der Erzähler seiner Leserschaft die Geschehnisse schildert. Dies kann aus der Perspektive einer Figur geschehen, dann ist seine Sicht begrenzt und subjektiv gebunden. Weiterhin kann der Erzähler allwissend auftreten oder aber er wird in eine neutrale Außen-/ Zuschauerposition verbannt. Während üblicherweise eine dieser Perspektivvarianten dominiert, entwerfen Hoffmann und Kleist einen bunten Reigen, in dem sich alle drei Möglichkeiten der Blickführung fortlaufend abwechseln.¹⁶ Die Folge dieser fluktuierenden Perspektivierung ist aber, dass eine narrative Instanz, die in ihrem Wissensstand bzw. in ihrem Mitteilungsverhalten derartig variiert, dem Leser als unzuverlässig erscheinen wird; jener muss davon ausgehen, dass ihm bestimmte Informationen bisweilen vorenthalten werden.

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die Eröffnungspassage der „Bergwerke zu Falun“, so ist der Erzähler zunächst als auktorial zu qualifizieren.

¹⁶ Zwar liegen einzelne Äußerungen zur Perspektivierung des Geschehens vor (richtungsweisend im Hinblick auf die Bindung des Erzählers an die Sichtweise einer Figur etwa Just 1976, 297ff.); das Moment einer beständigen Fluktuation wurde aber bisher nicht erkannt. Genette bezeichnet dieses Phänomen bei seiner Analyse von Prousts „A la recherche du temps perdu“ als „Polymodalität“ (Genette 1994, 149).

Subversives Erzählen: E.T.A. Hoffmann und Heinrich von Kleist

„An einem heitern sonnenhellen Julius-Tage hatte sich alles Volk zu Göthaborg auf der Reede versammelt. Ein reicher Ostindienfahrer glücklich heimgekehrt aus dem fernen Lande lag im Klippa-Hafen vor Anker [...]. Die Herren von der ostindischen Kompagnie wandelten am Hafen auf und ab, und berechneten mit lächelnden Gesichtern den reichen Gewinn, der ihnen geworden, und hatten ihre Herzensfreude daran, wie ihr gewagtes Unternehmen nun mit jedem Jahr mehr und mehr gedeihe und das gute Göthaborg im schönsten Handelsflor immer frischer und herrlicher empor blühe“¹⁷.

Aus einer erhabenen Position heraus gibt die narrative Instanz einen Überblick über die Szene und weiß gleichermaßen um die Gedanken und Gefühle der profitorientierten Unternehmer. Umso mehr irritiert es deshalb, dass sie diese auktoriale Haltung kurz darauf gänzlich einbüßt.

„Nur ein einziger Seemann, ein schlanker hübscher Mensch, kaum mocht` er zwanzig Jahr alt sein, hatte sich fortgeschlichen aus dem Getümmel, und draußen einsam hingesetzt auf die Bank, die neben der Tür des Schenkauses stand“¹⁸.

Weder Name noch Alter des Matrosen sind dem Erzähler hier bekannt; stattdessen ist er genötigt sich dieser Figur, die doch die Hauptfigur seiner Erzählung sein wird, mit Spekulationen zu nähern. Sogleich erfolgt jedoch der nächste Perspektivwechsel, der den Erzähler nun, in einem drastischen Bruch zur vorhergehenden Außensicht, an die subjektive Perspektive des Matrosen Elis bindet.

„So wie Elis den Alten länger ansah, wurde es ihm, als trete in tiefer wilder Einsamkeit, in die er sich verloren geglaubt, eine bekannte Gestalt ihm freundlich tröstend entgegen“¹⁹.

Die figurale Innenperspektive gewinnt eine noch größere Präsenz, wenn der Erzähler von einem Traum des Protagonisten berichtet, mithin vollkommen in dessen Unterbewusstsein eintaucht:

„Kaum hatte er [d.i. Elis] sich müde und matt wie er war, hingestreckt auf sein Lager, als der Traum über ihm seine Fittige rührte. Es war ihm, als schwämme er in einem

¹⁷ Hoffmann: BF, 208.

¹⁸ Hoffmann: BF, 209.

¹⁹ Hoffmann: BF, 211f.

Caroline Wagner

schönen Schiff mit vollen Segeln auf dem spiegelblanken Meer, und über ihm wölbe sich ein dunkler Wolkenhimmel [...]“²⁰.

Über diese Form der Perspektivierung gewinnt der Leser für den Moment einen umfassenden Eindruck vom Seelenleben der jeweiligen Figur. Was aber zunächst als Bereicherung erscheint, erweist sich als problematisch, sobald der Erzähler die Fähigkeit zur Innenschau, wie oben beobachtet, wieder verliert. So scheint die Vollständigkeit und Objektivität der erzählerischen Mitteilung zu keinem Zeitpunkt verbürgt, da der Erkenntnishorizont der narrativen Instanz fortwährend zwischen Übersicht, Mitsicht und Außensicht wechselt.

Zwei weitere Textpassagen aus den „Bergwerken zu Falun“ illustrieren in anderer Weise, wie bedeutsam das perspektivische Verhalten des Erzählers dafür ist, dass dieser vom Leser als unzuverlässig wahrgenommen wird. Gegenstand ist jeweils dieselbe Szenerie, die Grubenlandschaft bei Falun.

„Bot das ungeheure Geklüft schon im Tageslicht einen entsetzlichen Anblick dar, so war vollends jetzt, da die Nacht eingebrochen und die Mondesscheibe erst aufdämmerte, das wüste Gestein anzusehen als wühle und wälze unten eine zahllose Schar gräßlicher Untiere, die scheußliche Ausgeburt der Hölle, sich durcheinander am rauchenden Boden und blitze herauf mit Flammen-Augen und strecke die riesigen Krallen aus nach dem armen Menschevolk“²¹.

„Doch als er [d.i. Elis] fester und fester den Blick auf die wunderbare Ader im Gestein richtete, war es als ginge ein blendendes Licht durch den ganzen Schacht, und seine Wände wurden durchsichtig wie der reinste Krystall. [...] Er blickte in die paradiesische [sic] Gefilde der herrlichsten Metallbäume und Pflanzen, an denen wie Früchte, Blüten und Blumen feuerstrahlende Steine hingen [...] und sein Bewußtsein war nur das Gefühl als schwämme er in den Wogen eines blauen durchsichtig funkelnden Nebels“²².

In beiden Versionen ist die Beschreibung der Erzgrube an Elis' Wahrnehmung geknüpft, dennoch sticht die Differenz zwischen ihnen deut-

²⁰ Hoffmann: BF, 216.

²¹ Hoffmann: BF, 231.

²² Hoffmann: BF, 232.

lich hervor. Zu einem Problem avanciert dieses Phänomen einer widersprüchlichen figuralen Perspektive vor allem dann, wenn der Leser nach der *tatsächlichen* Gestalt der Felslandschaft fragt. Diese lässt sich dank der vollkommenen Kongruenz zwischen der Darstellung des Erzählers und dem Erleben des Protagonisten nicht ausmachen. Denn ohne jede objektiv-relativierende Stellungnahme der narrativen Instanz ist eine genuine Wirklichkeit im erzählerischen Werk nicht mehr erkennbar – ein Umstand, der besonders in Hoffmanns Erzählungen an Brisanz gewinnt, insofern sie auf breiter Basis Elemente des Irrationalen und Phantastischen einführen.

Die Folge einer solchen Erzählweise ist aber, dass dem Leser ein Gefühl der Unsicherheit und Verstörung im Hinblick auf das Geschehen überantwortet wird, wie es der Protagonist Elis seinerseits innerhalb der fiktionalen Welt erlebt. Auf der anderen Seite zeichnet sich mit der Einführung einer unzuverlässigen Erzählperspektive ein Prozess ab, im Zuge dessen die Narration ihr eigenes Fundament – das Erzählen – dem Zweifel unterwirft. Auch dieser subversive Gestus ist charakteristisch für ein modernes Erzählerverständnis.

3.2 Unzuverlässige Erzähler

Unzuverlässige Erzähler haben in der Wahrnehmung der germanistischen Literaturwissenschaft längst nicht den Stellenwert erreicht, der ihnen von der Anglistik zugemessen wird. Vielmehr stehen Untersuchungen aus, die sich nachhaltig mit diesem narratologischen Phänomen in deutschsprachigen Texten befassen. Auch werden die anglistischen Theorieansätze nur selten von den hiesigen Interpreten adaptiert. Stattdessen begnügen sich viele Textanalysen – auch die zu Kleist und Hoffmann – wenn überhaupt mit der Deklaration eines Erzählers als unzuverlässig, ohne diesen Befund näherhin zu begründen. Dabei liefern allein die beiden richtungsweisenden Aufsatzsammlungen unter der Regie von Nünning bzw. Liptay und Wolf einen breiten Katalog an Signalen, die eine unzuverlässige Erzählhaltung indizieren.²³ Bevor

²³ Vgl. Nünning (Hg.) 1998, Liptay/ Wolf (Hg.) 2005.

diesen aber in Hoffmanns „Abenteuern der Sylvester-Nacht“ und Kleists „Zweikampf“ im Einzelnen nachgegangen wird, sind einige grundsätzliche definitorische Überlegungen erforderlich.

Tatsächlich variieren nämlich die Auffassungen darüber, wie unzuverlässige Erzähler zu qualifizieren sind. Dies gilt auch noch, nachdem die meisten Autoren heute von einer Definition über das Konzept des *implied authors*²⁴ Abstand nehmen. Sie folgen also Booth nicht länger darin, einen Erzähler dann „reliable“ zu nennen, „when he speaks for or acts in accordance with the norms of the work (which is to say, the implied author’s norms), *unreliable* when he does not“²⁵. Nünning etwa setzt sich von Booths Konzept ab, indem er die Installation des *implied authors* im narrativen Prozess als einen „unbrauchbaren Scheinkompromiß“²⁶ entlarvt. Sie rechtfertigt es, unter dem Deckmantel eines narratologischen Modells erneut nach der Intention des Autors zu suchen, und suggeriere mit der singularischen, bestimmten grammatikalischen Form *the ‘implied author* gleichzeitig die Existenz einer einzigen richtigen Lesart des literarischen Werks.²⁷

Angesichts der offenkundigen Schwächen des Booth’schen Ansatzes erschließen die meisten Theoretiker ein unzuverlässiges Mitteilungsverhalten des Erzählers daher gegenwärtig über die Differenzen, die sich zwischen den Aussagen der narrativen Instanz und bestimmten textinternen und textexternen Bezugsrahmen ergeben.²⁸ So haben sich mit „the narrator’s limited knowledge, his personal involvement, and his problematic value-scheme“²⁹ drei übergreifende Kriterien erzählerischer

²⁴ Booth versteht als Urheber dieses Terminus' darunter ein vom Leser implizit entworfenes Abbild des realen Autors, das gewissermaßen als Hort der im Erzählwerk installierten Normen und Werte fungiere: „The ‘implied author’ chooses, consciously or unconsciously, what we read; we infer him as an ideal, literary, created version of the real man; he is the sum of his own choices“ (Booth 1983, 74f.).

²⁵ Booth 1983, 158f.

²⁶ Nünning 2001, 377.

²⁷ Vgl. Nünning 2001, 377; auch 1998, 8ff.

²⁸ Als textinterner Referenzfaktor ist dabei das Werte- und Normensystem des Gesamttextes zu verstehen; textexterne Faktoren umfassen hingegen das Weltwissen und Wertesystem des Lesers ebenso wie seine Kenntnis literarischer Konventionen (Gattungsmuster o.ä.). Zu diesen *frames of reference* vgl. ausführlich Busch 1998 sowie Nünning 1998, 27ff.

²⁹ Rimmon-Kenan 2002, 101. Vgl. ähnlich Fludernik 2005, 43.

Unzuverlässigkeit weitgehend durchgesetzt, die ohne die problematische Instanz des *implied authors* auskommen. Sie lassen außerdem eine Präzisierung dahingehend zu, ob sich das unorthodoxe Verhalten des Erzählers auf eine falsche Wiedergabe der fiktionalen Fakten bezieht und/ oder auf seinen fragwürdigen Wertmaßstäben und irritierenden moralisch-ideologischen Einschätzungen beruht.

Daneben scheint ein weiterer Konsens darin gefunden, dass es sich bei der Entlarvung eines unzuverlässigen Erzählers durch den kritischen Leser um eine Interpretationsstrategie³⁰ handelt: Der Rezipient kann die genannten Differenzen zwischen seinem individuellen Weltwissen und Wertesystem bzw. einem bestimmten internalisierten literarischen Muster einerseits und dem Verhalten des Erzählers andererseits nur dadurch kompensieren, dass er diesen als unzuverlässig begreift. Die Grundlage dafür bildet das grundsätzliche Streben jedes Lesers, „die erzählte Welt als eine stabile und konsistente Totalität zu konstruieren“³¹.

Diese theoretischen Konvergenzen können jedoch nicht über den Streit hinwegtäuschen, der sich an der Frage entfacht, ob neben dem klassischen Fall des Ich-Erzählers auch eine Erzählinstanz als unzuverlässig gelten kann, die nicht als Person der fiktionalen Welt angehört. Während Cohn und Fludernik³² dies zumindest für den Bereich der ideologisch-interpretatorischen Unzuverlässigkeit bejahen, spricht sich Jahn klar dagegen aus: Eine solche heterodiegetische³³ Erzählsituation beinhalte „vor allem Rechte und Freiheiten“³⁴. Sie schütze den Erzähler daher selbst im Fall einer mit Unzuverlässigkeitsmomenten durchsetzten Narration vor einem Autoritätsverlust. Dem sei jedoch entgegnet, dass die Absenz der Vermittlungsinstanz in der erzählten Welt die er-

³⁰ So zeigt beispielsweise Yacobi fünf „mechanisms of integration“ (Yacobi 1981, 119) des Lesers auf. Vgl. auch Allrath 1998, 60; Fludernik 2005, 39f.

³¹ Martinez/Scheffel 2007, 126.

³² Vgl. Cohn 2000, 310ff.; Fludernik 2005, 53.

³³ Homodiegetisch: der Erzähler ist selbst als Person in der fiktiven Welt präsent; heterodiegetisch: die Erzählung ist keiner fiktionsinternen Figur zurechenbar, sondern erfolgt ‚von außen‘ (vgl. Martinez/Scheffel 2007, 80ff.).

³⁴ Jahn 1998, 100.

zählerischen Normen nicht umfassend außer Kraft setzt. Schließlich bestehen die Erwartungshaltungen des Lesers unabhängig von der Position des Erzählers, so dass ein radikaler Bruch mit diesen generell Befremdung auslöst. Insbesondere die Untersuchung von Kleists Erzähler verspricht in dieser Hinsicht neue Einblicke. Zunächst aber wendet sich dieser Beitrag den „Abenteuern der Sylvester-Nacht“ zu, die mit dem reisenden Enthusiasten einen ‚klassischen‘ unzuverlässigen Erzähler bereithalten.³⁵

Hoffmanns Erzähler – ein unzuverlässiger „Geisterseher“?

Im Allgemeinen zeigt sich, dass erzählerische Unzuverlässigkeit besonders häufig mit Ich-Erzählsituationen einhergeht, in denen das vermittelnde Subjekt in Gestalt eines expliziten Erzählers eine besonders ausgeprägte Persönlichkeit gewinnt. Seine große Anteilnahme an den Geschehnissen findet ihren Ausdruck in zahlreichen subjektiven Kommentaren, die häufig als direkte Ansprachen an den Leser gerichtet werden. Diese Wendungen an den Rezipienten sind außerdem nicht selten Spiegel einer verzerrten Realitätswahrnehmung. In diesem Sinne liefert schon die erste Wortmeldung des reisenden Enthusiasten als Ich-Erzähler der „Abenteuer der Sylvester-Nacht“ einen Beleg für seine starke emotionale Bewegung:

„Ich hatte den Tod, den eiskalten Tod im Herzen, ja aus dem Innersten, aus dem Herzen heraus stach es wie mit spitzigen Eiszapfen in die glutdurchströmten Nerven. Wild rannte ich Hut und Mantel vergessend hinaus in die finstre stürmische Nacht!“³⁶

Sodann widmet sich der Erzähler in einem imaginierten Gespräch mit dem Leser seinem zentralen Thema: sich selbst. Dabei kommt es zu einem ersten Moment der Selbstentlarvung, insofern der reisende En-

³⁵ Dies gilt freilich nur bis zum Beginn der „Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde“. Eine eigenständige Betrachtung dieser Binnengeschichte würde das Format des vorliegenden Beitrags jedoch über Gebühr strapazieren.

³⁶ Hoffmann: SN, 325.

thusiast einräumt, „daß diese Zeit, Weihnachten und Neujahr, die Euch Allen in solch heller herrlicher Freudigkeit aufgeht, mich immer aus friedlicher Klausur hinauswirft auf ein wogendes tosendes Meer“³⁷. Er gibt sich in dieser Äußerung folglich als verstört und besonders empfindsam zu erkennen – ein Zustand, der offenbar auch seine Wahrnehmung in Beschlag nimmt, denn weiter gibt er preis:

„Siehe“, lispelt mir in die Ohren, „siehe, wie viel Freuden schieden in diesem Jahr von dir, die nie wiederkehren, aber dafür bist du auch klüger geworden, und hältst überhaupt nicht mehr viel auf schnöde Lustigkeit [...]“³⁸.

Die „feindliche Macht“, die mit solcher „hämischer Schadenfreude“ auf den reisenden Enthusiasten einflüstert, als schizoide Persönlichkeitsstörung zu begreifen, ist hier nicht angezeigt.³⁹ Wohl aber geben ihn seine Empfindungen als selbstfixiert, psychisch instabil und exaltiert zu erkennen – durchwegs Eigenschaften, die auch seinen Status als narrative Instanz in ein fragwürdiges Licht rücken.

Dieses Bild des Erzählers wird bereits durch das Vorwort des fiktiven Herausgebers entscheidend vorbereitet. Es charakterisiert den reisenden Enthusiasten als einen „Geisterseher“, unfähig „sein inneres Leben [...] vom äußern“ zu trennen.⁴⁰ Grundsätzlich also schon durch einen Überhang der eigenen Imaginationskraft bestimmt, tritt diese Schiefelage im Bewusstsein des Ich-Erzählers bei der Begegnung mit seiner ehemaligen Geliebten noch deutlicher hervor. So gewinnt parallel zu den Angaben des reisenden Enthusiasten zunehmend die Möglichkeit an Kontur, dass sein inniges Verhältnis mit Julie nur eine Wunschprojektion des Verliebten sein könnte. Julies Aussage: „Sie waren wieder recht amüsant, mein Lieber, immer noch bei Laune wie vormals, menagieren Sie sich nur im Trinken“⁴¹, unterstützt diese Deutung, fungiert sie doch als

³⁷ Hoffmann: SN, 326.

³⁸ Hoffmann: SN, 326.

³⁹ Hoffmann: SN, 326.

⁴⁰ Hoffmann: SN, 325.

⁴¹ Hoffmann: SN, 330.

ein Korrektiv⁴², das dem Alkohol einen gewissen Einfluss auf das Verhalten des Erzählers zuspricht. Sein Empfinden und folglich auch sein Bericht gegenüber dem Leser könnten wesentlich davon betroffen sein. Aber auch diverse Selbstaussagen des Protagonisten über seinen geistesabwesenden Zustand verbieten es gleichsam, seinen Reden naiven Glauben zu schenken. So muss er als Erzähler immer wieder blinde Flecke in seiner Wahrnehmung einräumen, etwa wenn er nicht mehr sagen kann, „wie es kam, daß ihr Arm in dem meinigen hing, und ich sie, *oder vielmehr sie mich* in das Nebenzimmer führte“⁴³. Der korrigierende Zusatz in dieser Phrase verrät darüber hinaus, dass der reisende Enthusiast zusehends auch die Kontrolle über sein Handeln verliert, was ihn im Zusammenspiel mit der eingetrübten Erkenntnisfähigkeit unweigerlich auch als erzählendes Ich scheitern lässt: Im Angesicht der eigenen Schwäche muss er gestehen, wie er in dem halbdunklen Raum mit Julie auf der Ottomane gelandet sei, wisse er „selbst nicht“⁴⁴.

Während der reisende Enthusiast im Taumel der emotionalen Verstrickung nur seine Sicht der Dinge kennt und postuliert, gewinnt im Bewusstsein des Lesers auf Grund dieser Unzurechnungsfähigkeit des Erzählers also eine zweite Version des Geschehens Gestalt. Es bleibt letztlich ungewiss, ob das vergangene Liebesglück mit Julie tatsächlich bestanden hat oder ob es nicht damals (oder rückwirkend) bereits nur der gesteigerten Imaginationskraft des enthusiastischen Protagonisten geschuldet ist. Im Gegensatz zu Nünning, der bei seiner Charakterisierung eines unzuverlässigen Erzählers zwingend davon ausgeht, dass sich der Rezipient diese zweite, *tatsächliche* Geschehensversion über „implizite Zusatzinformationen“⁴⁵ erschließen kann, bewahrt Hoffmanns Erzählung aber den Schwebezustand. In der Vorwegnahme mo-

⁴² Sowohl Allrath als auch Nünning betonen als Theoretiker des unzuverlässigen Erzählens die korrigierende Wirkung von Gestik, Mimik und verbalen Äußerungen anderer Figuren, die in Abweichung zu den Aussagen des Ich-Erzählers stehen (vgl. Allrath 1998, 63, 66f.; Nünning 1998, 28).

⁴³ Hoffmann: SN, 329 (Hervorhebung von d. Verf).

⁴⁴ Hoffmann: SN, 330.

⁴⁵ Nünning 1998, 6.

derner Erzählweisen⁴⁶ halten die „Abenteuer der Sylvester-Nacht“ so keine festen Bezugspunkte bereit, an denen sich der Wahrheitsgehalt der Erzähleraussagen zuverlässig messen ließe. Der narrative Prozess mündet vielmehr in der Unmöglichkeit, als Leser hinter den unverbürgten Äußerungen der Erzählinstanz die *wahren* Ereignisse zu entdecken.

Nimmt man die abschließenden Sätze des reisenden Enthusiasten noch hinzu, so verbinden sich in diesem „Postskript“⁴⁷ mehrere Unzuverlässigkeitssignale zu einer umfassenden selbstentlarvenden Geste. Schon die Eingangsfrage: „Was schaut denn dort aus jenem Spiegel heraus? – Bin ich es auch wirklich?“⁴⁸, spiegelt die eingeschränkte Wahrnehmungs- und Erkenntnisfähigkeit des Sprechers. Hinzu kommt die ungebrochen große emotionale Überspanntheit, die ihn zwischen den extremen Gemütszuständen „Entzücken und Qual – Sehnsucht und Verzweiflung“⁴⁹ schwanken lässt. Schließlich aber kulminiert die Thematisierung der eigenen Befangenheit in dem Eingeständnis, „daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht sichtbarlich in mein Leben tritt und den Schlaf um die besten Träume betrügend mir gar seltsame Gestalten in den Weg schiebt“⁵⁰. In die Grauzone einer tagträumerischen Vision verwiesen, verliert die Erzählung von den „Abenteuern der Sylvester-Nacht“ aber *ex post* jede Verbindlichkeit. Diesem Geständnis der eigenen Unzuverlässigkeit folgt nur noch keck die im selben Moment schon wieder ironisch revidierte Entschuldigung beim Leser: „Vergib mir das!“⁵¹

Jenseits der Ich-Erzählung: Unzuverlässigkeit in Kleists „Der Zweikampf“

Die allgemein steigende Aufmerksamkeit für Unzuverlässigkeitsphänomene in den letzten Jahrzehnten lässt die Lücke in dem dichten

⁴⁶ Etwa des *nouveaux romans*, vgl. die Erzähltexte Alain Robbe-Grillet's u.a.

⁴⁷ Hoffmann: SN, 359.

⁴⁸ Hoffmann: SN, 359.

⁴⁹ Hoffmann: SN, 359.

⁵⁰ Hoffmann: SN, 359.

⁵¹ Hoffmann: SN, 359.

Interpretationsgeflecht zu Kleists Erzählungen besonders hervortreten, die von der Forschung in diesem Punkt gelassen wurde. Dies muss umso mehr verwundern, als sich Kleists Interpreten seit jeher mit einem besonderen Interesse den narrativen Instanzen und ihrem Erzählverhalten zugewendet haben. Eine kaum mehr überschaubare Zahl von Publikationen thematisiert Inkonsistenzen, logische Brüche und Paradoxa – mithin die *gebrechliche Einrichtung*⁵² von Kleists fiktionalen Welten und seiner Sprache –, durch die sich die Texte einer stringenten Lesart entziehen.⁵³ Eine Untersuchung, die sich eigens der Unzuverlässigkeit des Erzählers widmet, steht jedoch aus. Eine Erklärung dieses Desiderats lässt sich möglicherweise darin sehen, dass innerhalb der Narratologie eine starke Konzentration auf Unzuverlässigkeit in Ich-Erzählsituationen vorherrscht, denen Kleists Texte ausschließlich heterodiegetische Instanzen entgegensetzen. Dennoch ziehen einige Theoretiker eine ideologisch-interpretatorische Unzuverlässigkeit auch für Werke in Betracht, bei denen die narrative Instanz außerhalb der fiktionalen Wirklichkeit angesiedelt ist. Kleists Werk bricht jedoch selbst mit dieser Begrenzung, wenn es ein unzuverlässiges Darstellungsverfahren auf die fiktionalen Fakten ausdehnt. Die Theorie hat diese Variante bisher mit der Begründung ausgeschlossen, dass „the belief in [the] accuracy [of the fictional events] enables for the reader the existence of the imagined world“⁵⁴. Dieser Sorge um die Daseinsgrundlage der Erzählung sei jedoch erwidert, dass Kleist mit der Einführung faktischer Unbestimmtheitsmomente nicht das gesamte Geschehen aus den Angeln hebt. Vielmehr werden diese an einzelnen Stellen exponiert, sodass der Rezipient vor allem punktuell irritiert und zur Reflexion aufgefordert wird. Dabei liegt es durchaus in der Natur des unzuverlässigen Erzählens als einer subversiven Textstrategie, dass die Illusion eines authentischen Geschehens für einen Moment durchbrochen und zu Gunsten einer Betonung der Literarizität fragwürdig wird. Ein entspre-

⁵² Vgl. Kleist: Ma, 186.

⁵³ Zum Teil umfangreiche Untersuchungen hierzu liefern Pastor/Leroy 1979, Dyer 1981/82, de Man 1988, Oellers 1998, Földényi 2003, 159f.; sowie speziell zum „Zweikampf“ Ellis 1973, Reuß 1994, Neumann 1998.

⁵⁴ Cohn 2000, 311.

chendes Beispiel aus dem „Zweikampf“ lässt aber gleichermaßen erkennen, dass die Erzählung ihre Gültigkeit trotz dieser Illusionsstörung nicht grundsätzlich einbüßt.

„Inzwischen fand man an [dem Pfeil] nichts, das den Eigentümer hätte verraten können, außer etwa, daß er, auf befremdende Weise, zierlich und prächtig gearbeitet war. Starke, krause und glänzende Federn steckten in einem Stiel, der, schlank und kräftig, von dunkelm Nußbaumholz, gedrechselt war; die Bekleidung des vorderen Endes war von glänzendem Messing, und nur die äußerste Spitze selbst, scharf wie die Gräte eines Fisches, war von Stahl. Der Pfeil schien für die Rüstkammer eines vornehmen und reichen Mannes verfertigt zu sein, der entweder in Fehden verwickelt, oder ein großer Liebhaber von der Jagd war; und da man aus einer, dem Knopf eingegrabenen, Jahrzahl ersah, daß dies erst vor kurzem geschehen sein konnte: so schickte die Herzogin [...] den Pfeil, mit dem Kronsiegel versehen, in alle Werkstätten von Deutschland“⁵⁵.

Vor allen anderen Unstimmigkeiten verwundert an dieser Textpassage zunächst ihr Umfang, der in diesem Ausmaß nicht von der Handlung her motiviert ist. Ein Verweis auf die eigentümliche Gestalt der Tatwaffe hätte schlicht genügt. Folglich scheint sich der Sinn dieser ausladenden Beschreibung vor allem in einer Anhäufung von Verfremdungsmomenten und einer Manipulation des Lesers zu erschöpfen. Schon die einleitende Aussage, *man fand an diesem Pfeil nichts Kennzeichnendes, außer* – und nun folgt eine ganze Reihe äußerst bemerkenswerter Charakteristika –, kann ihr paradoxes Wesen nicht verbergen. Die Verbindungen *zierlich und prächtig* sowie *schlank und kräftig* führen dieses antithetische Muster fort. Überdies irritiert die Formulierung *scharf wie die Gräte eines Fisches*, da Gräten allenfalls spitz, aber nicht schneidend scharf sein können und auch einem Pfeilende diese Eigenschaft wohl kaum zukommt. Ähnliches gilt für das hintere Ende der Waffe, das mit *starken, krausen Federn* ausgestattet ist, die offenbar für gute Flugeigenschaften bürgen sollen. Jedoch vermag auch das elementare Weltwissen eines physikalisch nicht vorgebildeten Lesers diesen Kausalzusammenhang als hinfällig zu entlarven, da *krause* Federn weit eher zu einer Verwirbelung des Luftstroms und daher zu einem Verfehlen des Ziels

⁵⁵ Kleist: Zk, 316.

führen würden. Reuß weist außerdem auf die unpassende Terminologie in dieser Passage hin, da ein Pfeil keinen *Stiel*, sondern einen Schaft besitze, und ein *Knopf* allenfalls das Ende eines Schwerts, nicht aber das eines Pfeils markiere.⁵⁶ Allein aerodynamische Gesichtspunkte verbieten einen solchen massigen Knauf am Ende des Flugkörpers.

Das größte Kuriosum ist aber wohl darin zu sehen, dass diese Gestalt der Tatwaffe nicht nur sehr wohl weitreichende Rückschlüsse auf ihren Eigentümer zulässt; dem Leser muss sogar augenblicklich das Bild Rotbarts aufgehen, der ihm nur eine Seite vorher als Graf mit einem „königliche[n] Vermögen“ vorgestellt wird, der „die Jagd lieb[t]“ und „die Weiber der angrenzenden Edelleute“ an sich zieht.⁵⁷ Von der einen oder anderen *Fehde*, in die er verwickelt ist, lässt sich daher wohl mit Recht ausgehen. Auch hat er mit seiner Übergehung in der Erbfolge durch den Herzog ein herausragendes Motiv für den Mord an diesem, seinem Halbbruder und wird außerdem vom Erzähler von Beginn an als berechnend dargestellt: Seine freundliche Zurückhaltung gegenüber dem Thronerben geschehe „in kluger Erwägung der obwaltenden Umstände“ und nur „dem äußeren Anschein nach“.⁵⁸ Umso mehr verwundert es, dass der Erzähler selbst augenscheinlich unfähig ist, die Indizien zu kombinieren und stattdessen „nichts“ an dem Pfeil findet, „das den Eigentümer [und Mörder] hätte verraten können“.⁵⁹

In der Zusammenschau erscheinen die Ausführungen des Erzählers zu der Tatwaffe als äußerst unglaubwürdig. Nicht nur, dass die zum Teil antithetischen Aspekte der Beschreibung sowie die falsche Beurteilung der Aussagekraft dieses Mordwerkzeugs auf ein beeinträchtigt Wahrnehmungsvermögen seinerseits hindeuten. Auch würden mit der tödlichen Wirkung, die der Pfeil doch offenbar entfaltet, die Naturgesetze über Gebühr gebeugt. Um der Erzählung weiter folgen zu können, muss der Leser aber an dem tödlichen Schuss auf Wilhelm von Breysach festhalten und mithin die Charakterisierung des Pfeils als fehlerhaft bewerten. Dies gilt umso mehr, als sich der „Zweikampf“ von

⁵⁶ Vgl. Reuß 1994, 34ff.

⁵⁷ Kleist: Zk, 315.

⁵⁸ Kleist: Zk, 315.

⁵⁹ Kleist: Zk, 316.

Beginn an als eine Historienerzählung präsentiert und damit phantastische und surreale Elemente im Erwartungshorizont des Lesers zurücktreten. Sowohl sein (physikalisches) Weltwissen als auch seine Antizipation des gattungstypischen Handlungsverlaufs lassen keinen Raum für derart paradoxe Darstellungsmomente.

Möglicherweise würde der Leser dennoch über dieses unorthodoxe Verhalten des Erzählers hinwegsehen, spielte nicht der Faktor *Frequenz* eine erhebliche Rolle bei der Wahrnehmung einer narrativen Instanz als unzuverlässig.⁶⁰ So klingt bereits in diesem ersten Beispiel ein weiteres Moment an, das die Autorität des Erzählers nachhaltig unterminiert: seine überaus große Parteilichkeit. Wie der reisende Enthusiast hat auch Kleists Vermittlungsinstanz ihre Sympathie klar verteilt. Sie gilt „der [u]nglücklichen“ Littegarde und dem „treffliche[n] Kämmerer“ Friedrich von Trota; der Graf Rotbart steht hingegen von Beginn an unter Generalverdacht.⁶¹ Sein gleichmütiges Ablehnen „aller Ämter und Würden“ sowie den ausbleibenden Protest gegen die Thronfolge bewertet der Erzähler als „ganz unerwartete[s]“ Verhalten.⁶² Weiter präsentiert er den Grafen als einen hinterlistigen Mann mit „kleinen blitzenden Augen, von rötlichen Augenwimpern überschattet“ und einem „funkelnden Blick“.⁶³ Seinen Kampf gegen Friedrich führt er später mit „tückischen Stößen“, „gleichsam von allen Seiten zugleich“ und „nicht eben auf die edelmütigste und ritterlichste Weise“.⁶⁴ Zusammen mit den Verdachtsmomenten im Kontext der Pfeilbeschreibung muss Rotbart dem Leser damit von vornherein als schuldig erscheinen, auch wenn der Erzähler sich in diesem Punkt eines konkreten Kommentars enthält. Wohl aber bedingt seine stark wertende Darstellungsweise eine Manipulation des Rezeptionsverhaltens.

⁶⁰ Vgl. Nünning 1998, 28.

⁶¹ Kleist: Zk, 328, 325.

⁶² Kleist: Zk, 315.

⁶³ Kleist: Zk, 320, 318.

⁶⁴ Kleist: Zk, 332, 333.

Die mangelnde Objektivität von Kleists Erzählinstanz schreibt sich auch den teils fragwürdigen Kommentaren ein: Littegardes Leben bis zu der Beschuldigung durch den Grafen Rotbart sieht der Erzähler auf der „Höhe eines heiteren und fast ungetrübten Glücks“⁶⁵. Wie Schmidt⁶⁶ mit Recht anmerkt, steht dieser Einschätzung mit der frühen Witwenschaft der Protagonistin, ihrer familiären Situation in Gestalt von den „auf die Hinterlassenschaft ihres Vermögens rechnenden Brüdern“⁶⁷ und der darin begründeten Absage der Heirat mit dem geliebten Friedrich jedoch einiges entgegen. Die Bezeichnung *Glück* erscheint hier deutlich fehlgeleitet. Die Perspektive des Erzählers bildet mithin einen eklatanten Widerspruch zum Bewertungssystem des Gesamttexts, was Nünning als die Grundsituation des unzuverlässigen Erzählens be-greift.⁶⁸

Ein anderer verstörender Aspekt manifestiert sich mehr denn je in einem Schweigen der narrativen Instanz. Rotbarts Aussage vor Gericht setzt sie nichts entgegen, als dieser behauptet, es sei „weder wahrscheinlich, noch auch selbst möglich“, dass er an dem Mord des Herzogs von Breysach, „es sei nun persönlich *oder mittelbar*, Teil genommen“.⁶⁹ Dies gelte, weil er die Tatnacht mit Littegarde auf deren Burg in heimlicher Liebe verbracht habe. Tatsächlich spricht dieses Alibi den Grafen aber keineswegs von einer *mittelbaren* Täterschaft frei. Vielmehr gesteht er später selbst genau diesen Hergang: Er habe den „Bösewicht, der ihn [d.i. der Herzog] mit dem Pfeil aus meiner Rüstkammer nieder warf, [...] sechs Wochen vorher, zu dieser Tat [...] gedungen“.⁷⁰ Nun ließe sich das fehlende Eingreifen des Erzählers damit rechtfertigen, dass dieser als

⁶⁵ Kleist: Zk, 324.

⁶⁶ Vgl. Schmidt 2003, 287.

⁶⁷ Kleist: Zk, 321.

⁶⁸ Vgl. Nünning 1998, 17.

⁶⁹ Kleist: Zk, 320 (Hervorhebung von d. Verf.).

⁷⁰ Kleist: Zk, 348.

ein zurückhaltender Chronist⁷¹ des Geschehens zur Aufklärung einer solchen Unbestimmtheitsstelle nicht verpflichtet sei. Bereits der nächste Satz entzieht dieser Argumentation aber jede Begründung, wenn sich der Erzähler als das entschiedene Gegenteil eines neutralen Berichterstatters präsentiert: Die weibliche Protagonistin Littegarde stellt er dort mit einer deutlich subjektiven Bewertung als die „schönste“, „unbescholtenste und makelloseste Frau des Landes“ vor.⁷² Da kommentierende Einwürfe also sehr wohl zum erzählerischen Repertoire der narrativen Instanz gehören, bleibt ihr Schweigen im Kontext von Rotbarts Aussage umso irritierender. Der Erzähler kann oder will diese Leerstelle offenkundig nicht schließen.

4. Fazit

Momente der Dekomposition und ironischen Aushöhlung; eine Perspektivführung, die fortlaufend das Zweifeln des Lesers herausfordert; und schließlich die allerorten greifbare Unzuverlässigkeit der Erzählinstanzen provozieren zwangsläufig die Frage, inwiefern ein Erzählen überhaupt noch stattfinden kann, das sich selbst in seiner Verbindlichkeit so massiv stört. Auch mit Blick auf die anderen subversiven Textstrategien, die im Rahmen dieses Beitrags nur sehr verkürzt angedeutet werden konnten, lässt sich die Antwort formulieren: Dieses Erzählen behält seine Berechtigung und seinen *revolutionären* Wert in der Fähigkeit zum ironischen, metafikcionalen und illusionszerstörenden Spiel mit dem eigenen Textcharakter. Vom Konzept der mimetischen Vermittlung *einer* fiktionalen Wirklichkeit nimmt es im Gegenzug radikal Abstand. Damit avanciert es aber gleichzeitig zum Vorreiter eines modernen Erzählbegriffs, wie er sich etwa um 1900 zu etablieren beginnt.

⁷¹ Als einen solchen deklariert ihn vor allem die ältere Kleistforschung. Fischer etwa sieht Kleists Erzähler nicht nur in der „Chronistenrolle“, sondern erkennt ihn darin außerdem als „durchaus ‚reliable‘“ an. (Fischer 1988, 24) Ähnlich Holz 1962, 152f.; Kayser 1973, 237.

⁷² Kleist: Zk, 321.

5. Literatur

- E.T.A. Hoffmann: Sämtliche Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Hartmut Steinecke und Wulf Segebrecht unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen, Friedhelm Auhuber, Hartmut Mangold und Ursula Segebrecht (= Bibliothek deutscher Klassiker). Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1985 ff.;
daraus: gT = „Der goldene Topf“, Bd. 2/1, 229ff; SN = „Die Abenteuer der Sylvester-Nacht“, Bd. 2/1, 325ff.; BF = „Die Bergwerke zu Falun“, Bd. 4, 208ff.
- Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden. Hrsg. von Ilse-Marie Barth, Klaus Müller-Salget, Stefan Ormanns und Hinrich C. Seeba (= Bibliothek deutscher Klassiker). Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 1987 ff.;
daraus: Ma = „Die Marquise von O...“, Bd. 3, 143ff.; Eb = „Das Erdbeben in Chili“, Bd. 3, 189ff.; Zk = „Der Zweikampf“, Bd. 3, 314ff.
- Kafka, Franz: Briefe 1900-1912 (= Franz Kafka. Schriften Tagebücher Briefe. Kritische Ausgabe). Hrsg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1999.
- Allemann, Beda: Kleist und Kafka. Ein Strukturvergleich. In: Claude David (Hg.): Franz Kafka. Themen und Probleme. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1980, S. 152-172.
- Allrath, Gaby: „But why will you say that I am mad?“ Textuelle Signale für die Ermittlung von „unreliable narration“. In: Ansgar Nünning (Hg.): Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier 1998, S. 59-79.
- Booth, Wayne C.: The Rhetoric of Fiction. Second Edition. Chicago/London: The University of Chicago Press 1983.
- Bourke, Thomas E.: Vorsehung und Katastrophe. Voltaires *Poème sur le désastre de Lisbonne* und Kleists *Erdbeben in Chili*. In: Karl Richter/Jörg Schönert (Hg.): Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kul-

- turgeschichtlichen Prozeß. Walter Müller-Seidel zum 65. Geburtstag. Stuttgart: Metzler 1983, S. 228-253.
- Busch, Dagmar: „Unreliable Narration“ aus narratologischer Sicht: Bausteine für ein erzähltheoretisches Analyseraster. In: Ansgar Nünning (Hg.): Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier 1998, S. 41-58.
- Cohn, Dorrit: Discordant Narration. In: Style 34 (2000), Nr. 2, S. 307-316.
- Dyer, Denys G.: Kleist und das Paradoxe. In: Kleist-Jahrbuch (1981/82), S. 210-220.
- Ellis, John M.: Kleist's „Der Zweikampf“. In: Monatshefte 65 (1973), H. 1, S. 48-60.
- Fischer, Bernd: Ironische Metaphysik. Die Erzählungen Heinrich von Kleists. München: Fink 1988.
- Fludernik, Monika: *Unreliability vs. Discordance*. Kritische Betrachtungen zum literaturwissenschaftlichen Konzept der erzählerischen Unzuverlässigkeit. In: Fabienne Liptay/Yvonne Wolf (Hg.): Was stimmt denn jetzt? Unzuverlässiges Erzählen in Literatur und Film (= edition text + kritik). München: Richard Boorberg 2005, S. 39-59.
- Földényi, László: Grazie / Schlüsselloch. In: Inka Kording/Anton Philipp Knittel (Hg.): Heinrich von Kleist. Neue Wege der Forschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003, S.147-162.
- Genette, Gérard: Die Erzählung. München: Wilhelm Fink 1994.
- Hamacher, Werner: Das Beben der Darstellung. In: David E. Wellbery (Hg.): Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili“. München: C.H. Beck 1993, S. 149-173.
- Heine, Roland: Transzendentalpoesie. Studien zu Friedrich Schlegel, Novalis und E.T.A. Hoffmann (= Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft; 144). Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann 1974.
- Hinderer, Walter: „Kleist bläst in mich, wie in eine alte Schweinsblase“. Anmerkungen zu einer komplizierten Verwandtschaft. In:

- Manfred Engel/Dieter Lamping (Hg.): Franz Kafka und die Weltliteratur. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2006, S. 66-82.
- Holz, Hans Heinz: Macht und Ohnmacht der Sprache. Untersuchungen zum Sprachverständnis und Stil Heinrich von Kleists (= Bücher zur Dichtkunst). Frankfurt a.M./Bonn: Athenäum 1962.
- Jahn, Manfred: „Package Deals“, Exklusionen, Randzonen: das Phänomen der Unverlässlichkeit in den Erzählsituationen. In: Ansgar Nünning (Hg.): Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier 1998, S. 81-106.
- Just, Klaus Günther: Die Blickführung in den Märchen novellen E.T.A. Hoffmanns. In: Helmut Prang (Hg.): E.T.A. Hoffmann (= Wege der Forschung; 486). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976, S. 292-306.
- Kayser, Wolfgang: Kleist als Erzähler. In: Walter Müller-Seidel (Hg.): Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays (= Wege der Forschung; CXLVII). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973, S. 230-243.
- Kremer, Detlef: Romantische Metamorphosen. E.T.A. Hoffmanns Erzählungen. Stuttgart/Weimar: Metzler 1993.
- Liebrand, Claudia: Aporie des Kunstmythos. Die Texte E.T.A. Hoffmanns (= Rombach Wissenschaften, Reihe Litterae; 42). Freiburg i.Br.: Rombach 1996.
- Liptay, Fabienne/Wolf, Yvonne (Hg.): Was stimmt denn jetzt? Unzuverlässiges Erzählen in Literatur und Film (= edition text + kritik). München: Richard Boorberg 2005.
- de Man, Paul: Allegorien des Lesens. Aus dem Amerikanischen von Werner Hamacher und Peter Krumme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988.
- Martinez, Matias/Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie. München: C. H. Beck 2007.
- Neumann, Gerhard: Der Zweikampf. Kleists „einrückendes“ Erzählen. In: Walter Hinderer (Hg.): Kleists Erzählungen (= RUB; 17505; Literaturstudium Interpretationen). Stuttgart: Reclam 1998, S. 216-246.

Subversives Erzählen: E.T.A. Hoffmann und Heinrich von Kleist

- Neymeyr, Barbara: Nachwort. In: Dies. (Hg.): E.T.A. Hoffmann: Die Abentheuer der Sylvester-Nacht (= RUB; 18385). Stuttgart: Reclam 2005, S. 63-92.
- Nünning, Ansgar: Totgesagte leben länger: Anmerkungen zur Rückkehr des Autors und zu Wiederbelebungsversuchen des „impliziten Autors“. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. Neue Folge 42 (2001), S. 353-385.
- Nünning, Ansgar (Hg.): Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier 1998.
- Nünning, Ansgar: „Unreliable Narration“ zur Einführung: Grundzüge einer kognitiv-narratologischen Theorie und Analyse unglaubwürdigen Erzählens. In: Ders. (Hg.): Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier 1998, S. 3-39.
- Nygaard, Loisa C.: Anselmus as Amanuensis: The Motif of Copying in Hoffmann's *Der goldne Topf*. In: Seminar 19 (1983) Mai, S. 79-104.
- Oellers, Norbert: Das Erdbeben in Chili. In: Walter Hinderer (Hg.): Kleists Erzählungen (= RUB; 17505; Literaturstudium Interpretationen). Stuttgart: Reclam 1998, S. 85-110.
- Oellers, Norbert: Das Erdbeben in Chili. In: Walter Hinderer (Hg.): Kleists Erzählungen (= RUB; 17505; Literaturstudium Interpretationen). Stuttgart: Reclam 1998, S. 85-110.
- Pastor, Eckart/Leroy, Robert: Die Brüchigkeit als Erzählprinzip in Kleists „Bettelweib von Locarno“. In: Etudes Germaniques 34 (1979), Nr. 2, S. 164-175.
- Reuß, Roland: „Mit gebrochenen Worten“. Zu Kleists Erzählung „Der Zweikampf“. In: Brandenburger Kleist-Blätter 7 (1994), S. 3-41.
- Rimmon-Kenan, Shlomith: Narrative Fiction. Contemporary Poetics. London/New York: Routledge 2002.
- Schmidt, Jochen: Der goldne Topf als dichterische Entwicklungsgeschichte (Nachwort). In: Ders. (Hg.): E.T.A. Hoffmann: Der goldne Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit. Frankfurt a.M.: Insel 1981, S. 145-176.

- Schmidt, Jochen: Heinrich von Kleist. Dramen und Erzählungen in ihrer Epoche. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003.
- Schmidt, Ricarda: Schmerzliches Sehnen und böser Hohn. Ambivalenzen in Hoffmanns Darstellungen von Künstlern. In: E.T.A. Hoffmann Jahrbuch 17 (2009), S. 20-36.
- Segebrecht, Wulf: Heterogenität und Integration. Studien zu Leben, Werk und Wirkung E.T.A. Hoffmanns (= Helicon; 20). Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1996.
- Vitt-Maucher, Gisela: E.T.A. Hoffmanns Märchenschaffen. Kaleidoskop der Verfremdung in seinen sieben Märchen (= Univ. of North Carolina; Studies in the Germanic Languages and Literatures; 108). Chapel Hill/London: The University of North Carolina Press 1989.
- Wolf, Werner: Ästhetische Illusion und Illusionsdurchbrechung in der Erzählkunst. Theorie und Geschichte mit Schwerpunkt auf englischem illusionszerstörenden Erzählen (= Buchreihe der Anglia, Zeitschrift für englische Philologie; 32). Tübingen: Max Niemeyer 1993.
- Yacobi, Tamar: Fictional Reliability as a communicative Problem. In: Poetics Today 2 (1981), Nr. 2, S. 113-126.

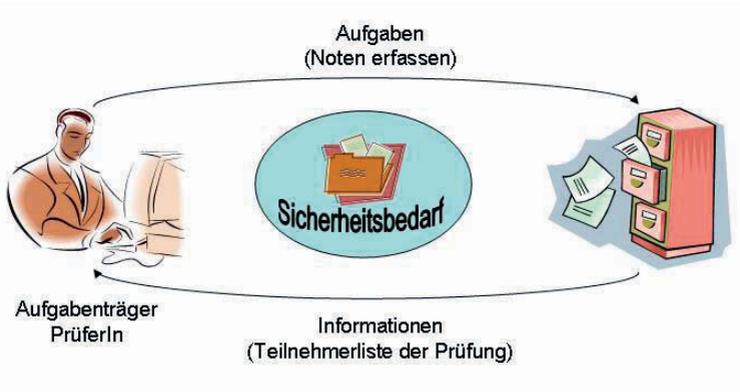
Autorisierung in Informationssystemen – woher kennt die Anwendung mich und meine Rolle?

von Dipl. Wirtsch. Inf. Gerlinde Fischer

7. Einleitung

Ein Prüfer hat nach Ende der Prüfungszeit u. a. die Aufgabe, Noten für unterschiedliche Prüfung zu erfassen. Dazu benötigt er Informationen, welche Studierenden an welcher Prüfung teilgenommen haben. In dieser Situation entsteht ein Sicherheitsbedarf, denn ein Prüfer darf nur die Informationen der Studierenden sehen, die bei ihm auch eine Prüfung abgelegt haben. Abbildung 1 stellt dieses Szenario dar.

Abbildung 1: Sicherheitsbedarf bei der Erfassung von Noten



Ein Aufgabenträger, z. B. ein Prüfer, benötigt zur Erledigung seiner Aufgaben Informationen, die im betrieblichen Informationssystem gespeichert sind. Dabei muss auf der einen Seite gewährleistet werden, dass einem Aufgabenträger alle notwendigen Informationen zur Verfügung stehen und auf der anderen Seite, dass er keine Informationen

erhält, für die er keine Autorisierung hat. Dies sicherzustellen ist eine Anforderung der Informationssicherheit.

Die Informationssicherheit wird u. a. durch die Grundfunktionen Authentifizierung und Autorisierung umgesetzt. Die Authentifizierung identifiziert den Aufgabenträger, z. B. den Prüfer, der sich an einem Computer, einem Netzwerk oder einem Anwendungssystem anmeldet. Nach der notwendigen und vorgelagerten Authentifizierung überprüft die Autorisierung die Berechtigungen des angemeldeten Aufgabenträgers in seiner Rolle, z. B. als Prüfungsausschussvorsitzender, und entscheidet, auf welche Informationen er zugreifen darf.

Obwohl Authentifizierung und Autorisierung schon seit einigen Jahrzehnten Gegenstand der Forschung sind, ergibt sich immer wieder neuer Forschungsbedarf durch sich ändernde Nutzungsszenarien und Weiterentwicklungen, wie z. B. die Verbreitung des Internets, einen hohen Grad an Vernetzung oder der Nutzung von Webservices (vgl. Feng et al. 2004, S. 357; Lehmann 2007, S. 1; Linkies und Off 2006; Strembeck und Neumann 2004, S. 393). Jeder technologische Fortschritt in der Informationstechnik bringt neue Sicherheitsbedrohungen, die neue Sicherheitslösungen erfordern. Dabei verändert sich die Technologie oftmals schneller als neue Informationssicherheitslösungen entwickelt werden können (Gasser 1988, S. 8).

Im vorliegenden Beitrag wird zunächst anhand ausgewählter Rollenkonzepte herausgearbeitet, wie sich die Rolle in das betriebliche Informationssystem, in dem Informationen verarbeitet werden, einordnen lässt. Danach werden Grundlagen der Informationssicherheit und Authentifizierung erläutert. Anschließend werden die Grundlagen und die Konzeption des auf einem rollenbasierten Zugriffskontrollmodell basierenden Autorisierungssystems FN2RBAC vorgestellt. Nach einer Zusammenfassung wird ein Ausblick auf den weiteren Forschungsbedarf gegeben.

2. Rollen im Konzept des betrieblichen Informationssystems

Für die Konzeption und Implementierung von Autorisierungssysteme für Anwendungssysteme hat sich das rollenbasierte Zugriffskontrollmodell während der letzten 15 Jahre zu einem weit verbreiteten Modell entwickelt (Coyne und Weil 2008, S. 84). **Rolle** ist dabei das zentrale Element dieses Zugriffskontrollmodells. Rolle ist zudem ein häufig verwendeter Begriff in den verschiedenen Disziplinen der Computerwissenschaft, z. B. Workflow-Systemen, Softwareentwicklung und Datenbanken. Außerhalb der Computerwissenschaft ist er z. B. präsent in den Sozialwissenschaften und der Organisationstheorie. Bedauerlicherweise gibt es keine gemeinsame Übereinstimmung über die verschiedenen Semantiken des Begriffes Rolle, die alle Nutzungen einschließt (vgl. Boella et al. 2007, S. 81; Neumann und Strembeck 2001, S. 58). Somit bezeichnet der Begriff Rolle in Abhängigkeit von Wissensgebieten zum Teil unterschiedliche, manchmal divergierende Sachverhalte (vgl. Thomas und Biddle 1966, S. 23; Lehmann 1999, S. 316; Crook et al. 2002, S. 11).

Zunächst wird die Verwendung des Begriffes Rolle in den verschiedenen Wissensgebieten vorgestellt und ein zusammenfassendes Rollenkonzept entwickelt. Nach einer Einführung in das betriebliche Informationssystem (IS) erfolgt die Einordnung der Rolle in das Konzept des IS.

2.1 Rollenkonzepte

Im Folgenden wird eine Systematisierung des Begriffes Rolle anhand von fünf ausgewählten Rollenkonzepten vorgenommen (vgl. Süßmilch-Walther und Gilleßen 2003, S. 4–16; Walther 2005, S. 6–15). Durch die verschiedenen Anwendungsgebiete lassen sich folgende Rollenkonzepte beschreiben:

- kompetenzorientiertes Rollenkonzept
- organisationsorientiertes Rollenkonzept
- aufgabenorientiertes Rollenkonzept

- verhaltensorientiertes Rollenkonzept
- berechtigungsorientiertes Rollenkonzept

Die daraus entstehende Abgrenzung der einzelnen Rollenkonzepte kann nicht als vollständig disjunkt betrachtet werden. Es bestehen durchaus Gemeinsamkeiten in Begrifflichkeiten und Themen. Allen Konzepten gemeinsam ist, dass die Rolle mehreren Aufgabenträgern, die dabei die Stellvertretung untereinander übernehmen können, zugeordnet wird. Der konkrete Aufgabenträger wird dabei erst zur Laufzeit ermittelt.

Im kompetenzorientierten Rollenkonzept werden Qualitätsanforderungen an eine Rolle definiert, die sich auf die vier Kompetenzarten Fach-, Methoden-, Sozial- und Medienkompetenz beziehen. Die Rolle verknüpft hierbei Aufgaben und Verantwortlichkeiten und beschreibt eine Grundmenge von Qualitätsanforderungen hinsichtlich Fähigkeiten und Kompetenzen, die eine Person besitzen muss, um bestimmte Aufgaben zu erfüllen (vgl. van der Aalst und van Hee 2002, S. 353; Frings und Weisbecker 1998, S. 19f; Graf 2002, S. 48). Eine Rolle definiert Erfahrungen, Kenntnisse und Fähigkeiten, die für die Durchführung von Aufgaben notwendig sind. Eine Rolle kann für mehrere Aufgaben zuständig sein, aber auch mehrere Rollen für eine Aufgabe (Frings und Weisbecker 1998, S. 19). Die Rolle **Prüfer** erfüllt u. a. die Aufgaben „Noten von Prüfungen zu erfassen“ und „Lehrveranstaltungen erzeugen“. Die Rolle **Student** und **Prüfungsamt** können beide die Aufgaben „Student zu einer Prüfung anmelden“ erledigen. Alle Aufgabenträger, die über ihre Rolle für die Bearbeitung einer bestimmten Aufgabe qualifiziert sind, können diese ausführen und sind damit austauschbar (Reichert und Dadam 2000, S. 26).

Das organisationsorientierte Rollenkonzept stellt die Aufbauorganisation in den Mittelpunkt der Betrachtung. In diesem Konzept werden Stellen mit ähnlichen organisatorischen Charakteristika wie Kompetenzen und Qualifikationen, die sich z. B. auf der gleichen hierarchischen Ebene oder in der gleichen organisatorischen Einheit befinden, zu Rollen

zusammengefasst (vgl. Galler 1997, S. 52; Rupietta und Wernke 1994, S. 143; Walther 2005, S. 11). Eine Rolle kann beliebig vielen Aufgabenträgern unabhängig voneinander zugewiesen werden, so dass Aufgabenträger mit gleichen Rollen in funktionsmäßiger, räumlicher und zeitlicher Art die Stellvertretung übernehmen können (vgl. Blümle 1975, S. 1888; Reichert und Dadam 2000, S. 27; Walther 2005, S. 11). Eine Rollenanzuordnung ist nicht statisch: so kann ein Aufgabenträger im Laufe seines Arbeitslebens unterschiedliche Rollen einnehmen, aber auch zum gleichen Zeitpunkt mehreren Rollen zugeordnet sein (van der Aalst und van Hee 2002, S. 15). Durch dieses Konzept sind Prozess- und Organisationsdefinition voneinander getrennt. „Wenn ein neuer Mitarbeiter in das Unternehmen eintritt, muss man nicht die Prozessdefinition ändern, sondern“ nur die entsprechende Rolle zuordnen (Walther 2005, S. 12).

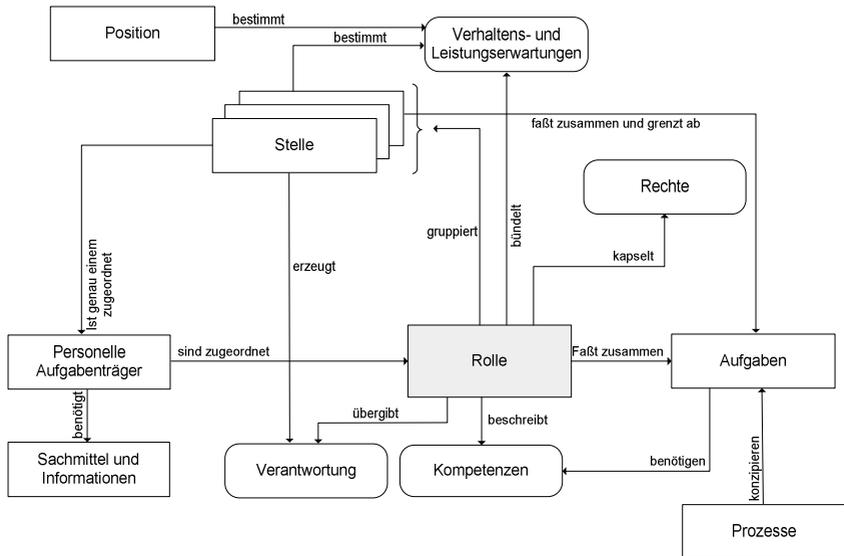
Im aufgabenorientierten Rollenkonzept stellt die Rolle eine Zusammenfassung von Aufgaben dar, die einem Aufgabenträger, der diese Aufgaben erledigen soll, zugeordnet werden können. Einem Aufgabenträger können auch mehrere Rollen zugeordnet werden (Esswein 1992, S. 8). Eine Rolle kann definiert werden als eine Menge von Funktionen, die mit einer speziellen Aufgabe verknüpft sind (Ahn und Sandhu 2000, S. 208).

Im verhaltensorientierten Rollenkonzept ist eine Rolle ein sozialwissenschaftlicher Begriff zur Kennzeichnung eines Systems von Verhaltensregeln, die meist durch Erwartungen definiert werden. Diese Erwartungen werden an den Inhaber einer bestimmten Position herangetragen (Alisch 2004, S. 2565). Die Verhaltensregeln und Erwartungen werden über die Rolle auf eine Person projiziert. In einem Unternehmen sind diese Verhaltens- und Leistungserwartungen in einer Stelle gebündelt und richten sich an einen potentiellen Aufgabenträger (vgl. Bokranz und Kasten 2001, S. 51; Schreyögg 2008, S. 102). Eine Stelle konkretisiert damit die Rollenerwartungen eines Unternehmens an einen Mitarbeiter (Picot et al. 1997, S. 167).

Im berechtigungsorientierten Rollenkonzept steht die Vergabe von Zugriffsrechten im Fokus (SAP 06.07.2007). Die Rolle kapselt hierbei Berechtigungen, Verantwortlichkeiten und Verpflichtungen innerhalb eines IS (Nyanchama und Osborn 1996, S. 131). Die Rolle bündelt dabei Zugriffsrechte, die sich auf Funktionen eines Anwendungssystems (AwS) beziehen. Diese Funktionen bestehen aus Objekten und ihren Operatoren. Anschließend werden diese Rollen den Aufgabenträgern zugeordnet. Vor Aufruf einer Funktion im AwS muss das Autorisierungssystem eine Rechteprüfung anhand der Parameter Aufgabenträger, Objekt und Operator durchführen und entscheiden, ob dem Aufgabenträger das Recht auf Zugriff eingeräumt wird.

Zusammenfassend lassen sich die unterschiedlichen Rollenkonzepte (Abbildung 2) wie folgt beschreiben: Rollen werden personellen Aufgabenträgern zugeordnet und kapseln die Berechtigungen, die ein Aufgabenträger erhalten soll. Aufgaben werden aus den Prozessen heraus konzipiert und werden in Stellen und/ oder Rollen zusammengefasst. Die Aufgaben werden über die beiden Konstrukte personellen Aufgabenträgern zugeordnet. Personelle Aufgabenträger benötigen zur Erledigung ihrer Aufgaben Sachmittel und Informationen. Eine Rolle beschreibt die notwendigen Kompetenzen zur Erledigung einer Aufgabe. Durch eine Rolle wird Verantwortung an einen Aufgabenträger übergeben. Eine Stelle erzeugt bei der Zuordnung zu einem Aufgabenträger Verantwortung. Stellen bzw. eine Position, die genau einem Aufgabenträger zugeordnet ist, bestimmt die Verhaltens- bzw. Leistungserwartungen für diesen Aufgabenträger.

Abbildung 2: Zusammenfassung der Rollenkonzepte nach (Walther 2005, S. 6–15)



Um eine Einordnung der Rolle in das betriebliche Informationssystem (IS) vornehmen zu können, wird im folgenden Kapitel zunächst das Konzept des IS vorgestellt, um anschließend ein ganzheitliches Rollenkonzept zu entwickeln.

2.2 Konzept des betrieblichen Informationssystems

Informationssysteme sind Systeme, die Informationen verarbeiten, z. B. erfassen, speichern und bereitstellen. Der Einsatz findet in Organisationen der Wirtschaft und Verwaltung statt und darüber hinaus durch die zunehmende Vernetzung auch überbetrieblich. Diese Informationssysteme werden als betriebliche Informationssysteme (IS) bezeichnet und betrachten den Zusammenhang zwischen Aufgaben und deren Zuordnung zu Aufgabenträgern (Ferstl und Sinz 2006, S. 1). Das IS beruht auf

Aufgabenobjekten des Typs Information, die für die Verrichtung einer Aufgabe notwendig sind oder bearbeitet werden müssen. Ein IS enthält eine Menge von Informationsverarbeitungsaufgaben, die durch Informationsbeziehungen verbunden sind. Die Menge aller Aufgaben zusammen mit den Informationsbeziehungen bilden die Aufgabenebene eines IS. Ein IS enthält daneben eine Menge von Aufgabenträgern¹, die durch Kommunikationssysteme verbunden sind. Die Aufgabenträger lassen sich in zwei Arten unterteilen:

- Maschinelle Aufgabenträger - Rechner, Rechnersysteme
- Personelle Aufgabenträger - Personen, wie Sachbearbeiter, Manager (Ferstl und Sinz 2001, S. 2f).

„Die Menge aller Aufgabenträger bildet die Aufgabenträgerebene eines IS“ (Ferstl und Sinz 2006, S. 4).

Typischerweise ist bei der Durchführung betrieblicher Aufgaben eine Kooperation maschineller und personeller Aufgabenträger notwendig. Durch die Zuordnungsbeziehung zwischen Aufgaben und Aufgabenträgern wird der Grad der Automatisierung bestimmt.

- vollautomatisiert: Eine Aufgabe wird vollständig von maschinellen Aufgabenträgern durchgeführt.
- teil automatisiert: Personelle und maschinelle Aufgabenträger führen eine Aufgabe gemeinsam aus.
- nicht automatisiert: Ausschließlich personelle Aufgabenträger sind an der Durchführung der Aufgabe beteiligt (Ferstl und Sinz 2001, S. 48).

„Eine Informationsbeziehung zwischen zwei Aufgaben wird auf Aufgabenträgerebene bei unterschiedlichen Aufgabenträgern durch einen Kommunikationskanal zwischen diesen realisiert.“ (Ferstl und Sinz 2006, S. 4)

¹ Eine ausführliche Beschreibung des Begriffs Aufgabenträger findet sich in (Schwarz H 1980).

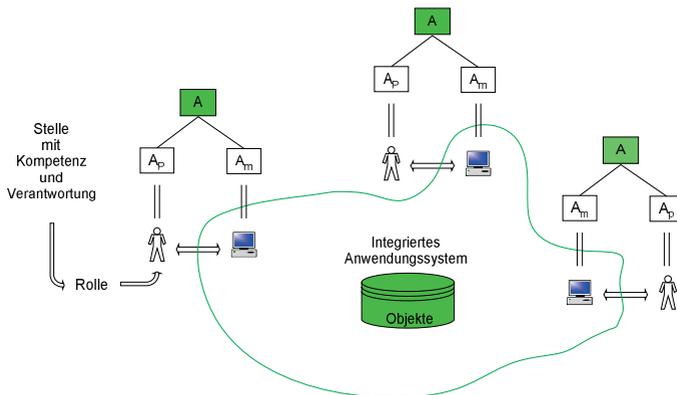
Autorisierung in Informationssystemen

Man unterscheidet:

- Kommunikation C-C zwischen Rechner
- Kommunikation M-C zwischen Person und Rechnern und
- Kommunikation M-M zwischen Personen (Ferstl und Sinz 2006, S. 4).

Damit stellt sich die Frage, an welchen Stellen im IS ist eine Zugriffskontrolle notwendig? Teilautomatisierte Aufgaben (A) eines betrieblichen Informationssystems (IS) werden personellen und maschinellen Aufgabenträgern zugeordnet. Aufgaben für einen personellen Aufgabenträger (A_p) werden in einer Stelle zusammengefasst, die mit Kompetenz und Verantwortung ausgestattet ist. Der automatisierte Teil der Aufgaben wird von maschinellen Aufgabenträgern (A_m) durchgeführt. Diese werden zu einem integrierten Anwendungssystem (AwS) zusammengefasst.

Abbildung 3: Teilautomatisierte Aufgaben im IS



Die Objekte des AwS sind vor unerlaubten Zugriffen durch ein Autorisierungssystem zu schützen. Zur Verrichtung teilautomatisierter Aufgaben ist eine Mensch-Maschinen-Kommunikation erforderlich, da ein

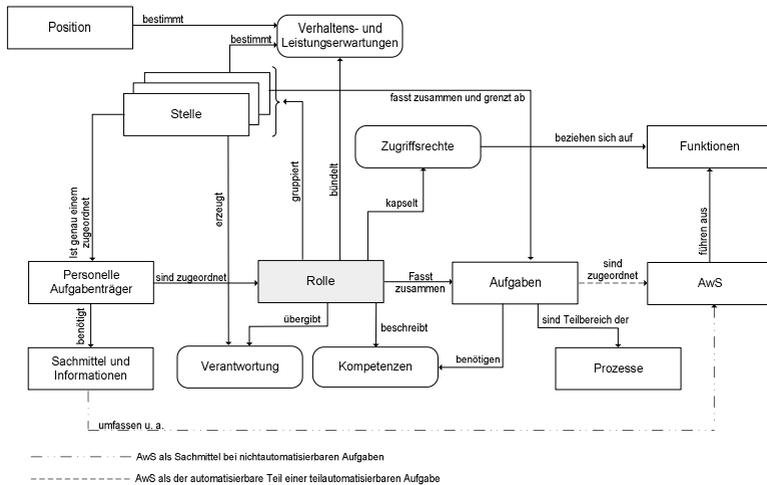
personeller Aufgabenträger mit einem maschinellen Aufgabenträger „kommuniziert“. An dieser Schnittstelle muss zur Gewährleistung der Informationssicherheit eine Authentifizierung und eine Autorisierung durchgeführt werden.

Zusätzlich zum Aspekt von teilautomatisierten Aufgaben besteht eine Mensch-Maschinen Kommunikation innerhalb eines IS, wenn ein Anwendungssystem als Sachmittel verwendet wird, um eine nicht automatisierbare Aufgabe zu lösen oder die dafür notwendigen Informationen im IS zu finden sind. Beide Aspekte werden in den folgenden Ausführungen berücksichtigt. Aus der organisatorischen Einbettung des personellen Aufgabenträgers und seiner Aufgaben lassen sich Rollen herleiten, die bei einer Mensch-Computer-Interaktion dafür sorgen, dass nur Objekte verfügbar sind, die ein personeller Aufgabenträger sehen bzw. bearbeiten darf.

2.3 Einordnung der Rolle in das betriebliche Informationssystem

Zunächst wird das im vorherigen Kapitel herausgearbeitete Rollenkonzept (siehe Abbildung 2) in Abbildung 4 um Anwendungssysteme und deren Funktionen erweitert, um anschließend eine Einordnung in das betriebliche Informationssystem vorzunehmen. Ein AwS kann in Funktionen zerlegt werden. Funktionen in diesem Sinne sind Elemente von Vorgängen, die funktional beschreibbar sind (Ferstl und Sinz 2006, S. 59–60). Diese Funktionen können als fachliche Objekte und den darauf wirkenden Operatoren betrachtet werden, z. B. Datenblatt des Studenten ausdrucken. Operatoren sind die nach außen gelegten Methoden, mit denen die Datenobjekte manipuliert und aufgerufen werden können. Die nach außen hin sichtbaren Objekte mit ihren Operatoren sind die Funktionen eines Anwendungssystems.

Abbildung 4: Einordnung des Anwendungssystem in ein ganzheitliches Rollenkonzept



Zugriffsrechte beziehen sich auf die extern aufrufbaren Funktionen, die in ihrer Gesamtheit das AwS darstellen. Diese Zugriffsrechte werden in Rollen gekapselt. Während der Laufzeit entscheidet das Autorisierungssystem, ob der Zugriff erlaubt ist oder nicht.

Die Einordnung von Authentifizierung und Autorisierung in das IS stellt Abbildung 5 dar. Rollen werden anhand der Aufgaben und der Organisationsstruktur innerhalb des IS ermittelt, Personen zugeordnet und beides in der Rechteverwaltung gespeichert. An der Schnittstelle M-C wird zuerst die Authentifizierung durchgeführt. Eine Person gibt zum Authentifizieren die Zugangsdaten an der Schnittstelle bekannt. Das Authentifizierungssystem überprüft die Identität. Nach erfolgreicher Authentifizierung findet die Rechteprüfung durch ein Autorisierungssystem statt. Es wird geprüft, ob der personelle Aufgabenträger die aufgerufene Funktion ausführen darf. Jeder Zugriff auf das Anwendungssystem erfolgt über die Rechteprüfung und wird dabei protokolliert.

Autorisierung in Informationssystemen

formationssicherheit (Kern et al. 2004, S. 87), deshalb müssen sich Zugriffsrechte auf die Funktionsebene eines Anwendungssystems beziehen (Beresnevichiene 2003, S. 12).

Die Informationssicherheit „ist und bleibt damit ein ‚Schlüssel‘ für die Zukunft der Informationsgesellschaft und dürfte – sowohl in Theorie als auch in der Praxis – weiter an Bedeutung gewinnen“ (Sackmann 16.09.2008).

Bei der Diskussion um Informationssicherheit darf nicht übersehen werden, dass es eine hundertprozentige Sicherheit nicht gibt (Landwehr et al. 1984, S. 198).

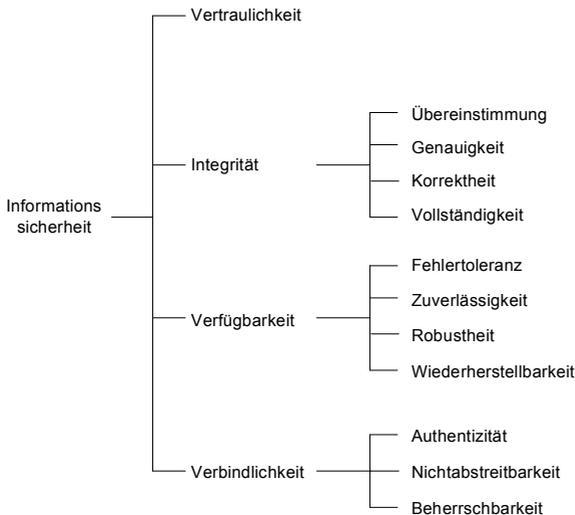
Informationssicherheit „bezeichnet einen Zustand, in dem die Risiken, die beim Einsatz von Informationstechnik aufgrund von Gefährdungen vorhanden sind, durch angemessene Maßnahmen auf ein tragbares Maß beschränkt sind“ (Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) 2005, S. 42).

Durch die rasante Entwicklung in der Informationstechnologie können nicht alle in der Zukunft zu erwartenden Angriffe und Möglichkeiten erkannt und deren Auswirkungen abgeschätzt werden. Informationssicherheit ist ein dynamischer Prozess und ein dynamisches Betrachtungsobjekt, die Entwicklung neuer Sicherheitsmechanismen folgt laufend der technischen Entwicklung (Gasser 1988, S. 8; Sackmann 16.09.2008).

3.1 Ziele und Grundfunktionen der Informationssicherheit

Im Bereich der Informationssicherheit werden Begriffe zum Teil uneinheitlich benutzt. Eine ausführliche Taxonomie der deutschen Begriffe auf Grundlage ausgewählter internationaler Normen findet sich in (Pohl 2004; Schier 1999, S. 30–32). Als allgemeiner Konsens haben sich in der Literatur die folgenden vier Sachziele der Informationssicherheit herauskristallisiert: Vertraulichkeit, Integrität, Verfügbarkeit und Verbindlichkeit (Pohl 2004, S. 679; Raepple 2001, S. 4). Die Sachziele Integrität, Verfügbarkeit und Verbindlichkeit werden in weitere Komponenten zerlegt. Abbildung 6 zeigt diese Komponenten im Überblick.

Abbildung 6: der Informationssicherheit mit ihren Komponenten nach (Pohl 2004, S. 680)



Vertraulichkeit ist der Schutz vor unberechtigtem Informationsgewinn, d. h. Informationen sind nur für Berechtigte zugänglich. Dabei muss auch der Schutz während der Übertragung von Information über Netzwerke gewährleistet werden. Vertraulichkeit beinhaltet keine weiteren Komponenten.

Integrität stellt die Genauigkeit, Korrektheit und Vollständigkeit von Informationen und Verfahren sicher. Daten werden nicht unberechtigt verändert, gelöscht oder zerstört. Daneben muss die Übereinstimmung zwischen tatsächlichem Wert eines Objektes und dem verarbeitenden bzw. gespeicherten Wert bestehen. Integrität setzt sich zusammen aus:

- **Datenintegrität:** Sie umfasst die Sicherstellung der Korrektheit, also Unversehrtheit von Daten. Die Daten müssen vor der unberechtigten Modifikation geschützt werden.

- **Systemintegrität:** Sie bezieht sich auf eine korrekte Funktionsweise eines AwS. Systemsicherheit ist die Voraussetzung für Datenintegrität.

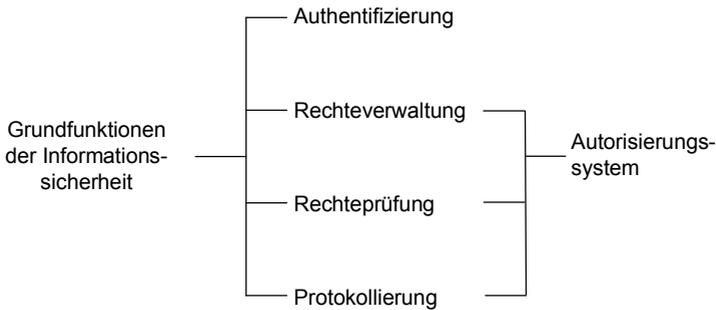
Verfügbarkeit stellt sicher, dass alle benötigten Daten sowie die zur Verarbeitung notwendigen Anwendungssysteme und Betriebsmittel jederzeit verfügbar und funktionsbereit sind, wenn ein autorisierter Nutzer zugreifen will. Die Komponenten der Verfügbarkeit sind: Zuverlässigkeit, Fehlertoleranz, Robustheit und Wiederherstellbarkeit. Diese müssen durch die Funktionssicherheit des AwS gewährleistet werden.

Verbindlichkeit ist die Eigenschaft eines Systems, zurechenbare, rechtsverbindliche Kommunikation zu unterstützen. Sie schützt den Sender gegen Täuschung und es gibt keine Möglichkeit des Abstreitens durch Sender und Empfänger. Durch Verbindlichkeit werden in einem Informationssystem alle versuchten und erfolgten Aktivitäten, wie Zugriffe von Subjekten auf Objekte, nachvollziehbar beschrieben. Dabei werden Aktivitäten Subjekten zugeordnet und es wird die Erkennung und Untersuchung von Angriffen ermöglicht. Grundlage für die Verbindlichkeit sind Authentizität, Nichtabstreitbarkeit und Revisionsfähigkeit (Eckert 2001, S. 5–9; Pohl 2004, S. 679–680).

Im Kontext der Informationssicherheit von Anwendungssystemen sind die Sachziele Vertraulichkeit, Integrität und Verbindlichkeit sicherzustellen. Die Informationssicherheit von Anwendungssystemen setzt voraus, dass die Systemintegrität bzw. Funktionssicherheit des AwS gewährleistet ist, d. h. Ist- und Soll-Funktionalität des AwS stimmen überein. Neben dem AwS selbst muss die Verfügbarkeit durch die Installation, die Einbettung in die Rechnerarchitektur und geeignete Notfallkonzepte sichergestellt werden. Die Informationssicherheit sichert darauf aufbauend, dass es zu keiner unautorisierten Informationsveränderung oder Informationsgewinnung kommen kann (Eckert 2008, S. 4–5).

Die Sachziele der Informationssicherheit werden durch die Grundfunktionen Authentifizierung sowie Autorisierung bestehend aus Rechteverwaltung, Rechteprüfung und Protokollierung (Audit) erreicht:

Abbildung 7: Grundfunktionen der Informationssicherheit (Pohl 2004, S. 682)



Die Authentifizierung übernimmt die Identitätsprüfung eines Subjektes und stellt die vorgegebene Identität sicher (Eckert 2008, S. 7). Sie überprüft die Echtheit einer Person, einer Organisation oder eines Programms. Um unerlaubte Zugriffe auf ein System zu verhindern, müssen Subjekte eindeutig identifizierbar sein. Die Authentifizierung legt nicht fest, welche Funktionen innerhalb eines Systems einem Subjekt zur Verfügung stehen. Das Thema der Authentifizierung ist Teil der Systemumgebung. Das Verfahren der Authentifizierung muss vom Autorisierungssystem vollständig getrennt sein, ist diesem zwingend vorgelagert und eine notwendige Voraussetzung für eine funktionierende Zugriffskontrolle (Essmayr et al. 2004, S. 132).

Die Rechteverwaltung bildet die Datenbasis für die Rechteprüfung zur Abwehr von Bedrohungen für die Informationssicherheit infolge von unautorisierten Zugriffen auf Objekte. Die Rechteverwaltung speichert Informationen über die zu schützenden Objekte und Operatoren und wird anhand der von der Sicherheitsstrategie festgelegten Richtlinien modelliert und implementiert. Sie hat sicherzustellen, dass alle Subjekte

und Objekte, für die Zugriffsbeschränkungen festgelegt sind, auch von der Rechteverwaltung erfasst wird (Eckert 2001, S. 92, 375).

Die Rechteprüfung überprüft bei jedem Zugriff, ob ein Subjekt s das Objekt o mit dem Operator op aufrufen darf und stützt sich auf die gespeicherten Daten der Rechteverwaltung. Die Rechteprüfung überprüft die Funktionen, die aufgerufen werden, führt die notwendigen Kontrollen durch und entscheidet anschließend, welche Funktionen ausgeführt werden dürfen. Zwischen der Rechteprüfung und der Ausübung des Zugriffsrechts darf keine weitere Aktion möglich sein (Eckert 2001, S. 92–93). Ist die Authentifizierung nur unzureichend gewährleistet, wird auch die Rechteprüfung als gescheitert angesehen.

Um eine nachträgliche Analyse der Zugriffe zu ermöglichen, müssen alle Zugriffe und ausgeführten Funktionen protokolliert werden. Im Anschluss an die Rechteprüfung wird die Protokollierung des Zugriffes vorgenommen, so dass, wenn notwendig, eine Verbindlichkeit hergestellt werden kann. Die Beweissicherung legt fest, welche Ereignisse und Informationen zu protokollieren sind. Die Identität eines Subjektes, die aufgerufenen Objekte mit den dazugehörigen Operatoren und der dazugehörige Zeitpunkt einer Aufrufanforderung sind mindestens zu protokollieren (Eckert 2001, S. 93).

Eine Herausforderung bei der Gewährleistung der Informationssicherheit im AwS ist die höhere Komplexität der Zugriffskontrolle im Gegensatz zur Zugriffskontrolle in Betriebssystemen. In Betriebssystemen gibt es viele Subjekte, viele Objekte, jedoch nur wenige Operatoren, wie z. B. „lesen“ oder „schreiben“. Bei der Zugriffskontrolle im AwS gibt es viele Subjekte, viele Objekte und viele verschiedene Operatoren. Autorisierungssysteme für Anwendungssysteme sind zudem oftmals anwendungsspezifisch und damit proprietär gestaltet (Kern et al. 2004, S. 88f).

3.2 Grundlagen der Authentifizierung

Unter Authentizität eines Subjekts wird die Echtheit und Glaubwürdigkeit verstanden, die anhand seiner eindeutigen Identität und seiner charakterisierenden Eigenschaften überprüfbar ist. Mit der Authentifizierung wird ein Subjekt mit einer eindeutigen Kennung verbunden. Es muss die Authentifizierungsinformation, z. B. Passwörter von den Identifikationsinformationen getrennt aufbewahren, da Passwörter geheim, die Kennungen aber öffentlich sind (Gasser 1988, S. 23). Die Authentifizierung überprüft mit geeigneten Methoden die Korrektheit der behaupteten Identität eines Gegenübers und ermittelt damit die Quelle einer Anfrage. Die Authentifizierung ist der Autorisierung vorgeschaltet und muss durch die Systemarchitektur sichergestellt werden (Essmayr et al. 2004, S. 129).

Eine Authentifizierung kann an Hand verschiedener Merkmale durchgeführt werden. In der Praxis werden zur Authentifizierung folgende drei Merkmale verwendet: Kenntnis spezifischen Wissens (Passwort), persönlicher Besitz (Chipkarte), Biometrie: Überprüfung eines bestimmten Merkmales oder Verhaltens, z. B. körperliches Merkmal (Fingerabdruck) oder typische Bewegungsmuster (Tastenanschlag). Darüber hinaus existieren Kombinationen der oben genannten Merkmale, beispielsweise eine Chipkarte (Besitz) zusammen mit einem PIN (Passwort) oder ein Ausweis zusammen mit biometrischen Merkmalen (Eymann 2004, S. 10; Müller 2005, S. 173ff).

Verfahren, die eine Authentifizierung mit Hilfe von Wissen realisieren, sind unter anderem Passwort, PIN, Einmalpasswort, Challenge-Response und One Time PIN Token (SecureID) (Eckert 2001, S. 307–321; Eckert 2008, S. 442). Häufig wird eine Authentifizierung mittels Passwort durchgeführt (Müller 2005, S. 174). Bekannteste Vertreter der Verfahren, die einen Besitz überprüfen, sind Chipkarten oder Smartcards, daneben gibt es noch Magnetstreifenkarte, Krypto-Token, Schlüs-

Autorisierung in Informationssystemen

sel, RFID-Karte, Zertifikate² (Eymann 2004, S. 10; Müller 2005, S. 173). Biometrie bezeichnet zusammenfassend die Überprüfung persönlicher Merkmale oder persönliches Verhalten. Verfahren für die Überprüfung durch Biometrie finden derzeit enormen Aufschwung. Beispiele sind Fingerabdruck, Gesichtserkennung, Tastaturanschlag, DNA, Stimme, Handlinienstruktur und Augen-Netzhaut-Identifizierung.

Aus den verschiedenen Authentifizierungsverfahren wird das am häufigsten in der Praxis anzutreffende Passwortverfahren als Beispiel für die Authentifizierung durch die Kenntnis spezifischen Wissens beschrieben. Ein Subjekt authentifiziert sich mittels eines Passwortes, durch Austausch eines Geheimnisses, an einem Rechner, zwischen Arbeitsplatzrechner und Server oder in einem Netzwerk. Das System, das eine Authentifizierung vornimmt, hat die Passwörter sicher zu verwalten. Es werden kryptographische Methoden eingesetzt, um Passwörter zu verschlüsseln und damit sicher zu speichern.

Abbildung 8: Eingabedialog für Kennung und Passwort im ZUV-Portal der Universität Bamberg



² Eine verteilte Authentifizierung über Zertifikate wird in dieser Arbeit nicht behandelt, dazu wird auf die Literatur verwiesen (Rieger S 2007).

Um einen Mindeststandard an Sicherheit zu gewährleisten, sind u. a. folgende Anforderungen an Passwörter zu stellen: Mindestlänge acht Zeichen, kein Eigenname oder eigene Vor- oder Nachnamen, mindestens ein Sonderzeichen, möglichst viele unterschiedlichen Zahlen und Buchstaben und eine geringe Anzahl von Fehlversuchen beim Login (Eckert 2001, S. 309–310).

Nach der Authentifizierung am Arbeitsplatzrechner kann bei der Weitergabe der Passwörter in Netzwerken das Konzept der Einmal-Passwörter verwendet werden oder bei der Authentifizierung von Chipkarten das Challenge-Response-Verfahren verwendet werden³.

4. Konzeption eines Autorisierungssystems

Nach einer erfolgreichen Authentifizierung wird durch das nachgelagerte Autorisierungssystem entschieden, welche Anwendung und welche Berechtigungen innerhalb einer Anwendung einem Aufgabenträger zur Erledigung seiner Aufgaben zur Verfügung stehen.

4.1 Grundlagen eines Autorisierungssystems

Ausgangspunkt jedes Autorisierungssystems bildet die Sicherheitsstrategie.

Sicherheitsstrategie ist die Formulierung von „Schutzzielen und allgemeinen Sicherheitsmaßnahmen im Sinne offizieller Vorgaben eines Unternehmens oder einer“ Verwaltung (Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) 2005, S. 8(Glossar)).

Die Sicherheitsstrategie beinhaltet Gesetze und Regeln, die definieren, wie eine Organisation ihre Informationen sicher verwaltet (Eckert 2001, S. 13). Um aus der Sicherheitsstrategie und der Geschäftspolitik heraus

³ Für ein vertiefendes Studium über die Funktionsweise von Einmal-Passwörtern (Haller NM, Metz C et al. 1998) und des Challenge-Response-Verfahrens (Eckert C 2001, S. 320–323; Rankl W, Effing W 2002, S. 221–223) wird auf die Literatur verwiesen.

Autorisierung in Informationssystemen

ein Autorisierungssystem zu entwickeln, wird dieser Vorgang in drei Abstraktionsebenen eingeteilt.

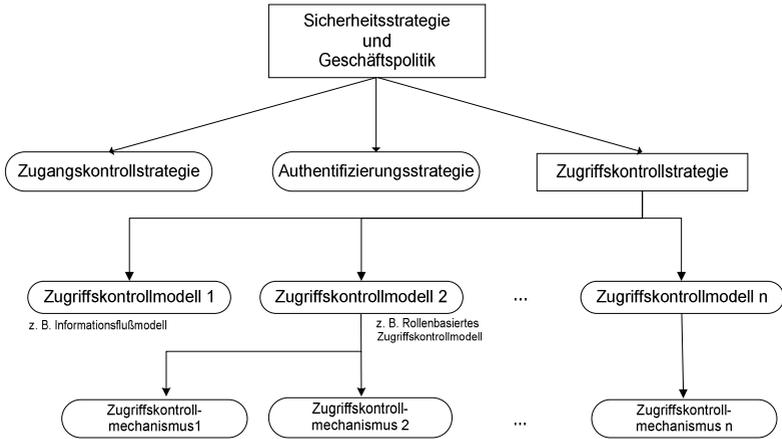
- Zugriffskontrollstrategie
- Zugriffskontrollmodelle
- Zugriffskontrollmechanismen

Die allgemeine Sicherheitsstrategie und die Geschäftspolitik beeinflussen die Zugangskontrollstrategie, Authentifizierungsstrategie und die Zugriffskontrollstrategie. Abbildung 9 zeigt den Weg von der Sicherheitsstrategie zum Zugriffskontrollmechanismus. Die Zugriffskontrollstrategie definiert auf abstrakter Ebene die Zielsetzung, Vorgehensweise und das Entscheidungsverfahren bei der Umsetzung der Zugriffskontrolle (Seufert 2001, S. 30). Die Zugriffskontrollstrategie sollte nicht entsprechend der technischen Sicherheitskonzepte beschrieben werden, sondern die Sicherheitsstrategie des Unternehmens reflektieren. Der Zugriffskontrollmechanismus führt die Rechteprüfung anhand der in der Rechteverwaltung gespeicherten Informationen durch und erlaubt oder verbietet einen Zugriff.

Um die große Lücke der Abstraktion zwischen Strategie und Mechanismus zu schließen, wurden formale Zugriffskontrollmodelle entwickelt. Für alle drei hier genannten Zugriffskontrollstrategien haben sich in Laufe der Zeit verschiedene Zugriffskontrollmodelle mit zahlreichen Varianten herausgebildet.

„Die Untersuchung komplexer Systeme erfolgt im Allgemeinen nicht direkt durch Eingriff in das System, sondern indirekt anhand eines geeigneten Modells“ (Ferstl und Sinz 2006, S. 20).

Abbildung 9: Von der Sicherheitsanforderung zum Zugriffsmechanismus nach (Seufert 2001, S. 30)



Dies gilt ebenso für die Untersuchung von Zugriffskontrollsystemen. Ein Zugriffskontrollmodell⁴ (access control model) ist ein formales Modell oder ein Beschreibungsrahmen, mit dessen Hilfe eine Zugriffskontrollstrategie spezifiziert werden kann, um diese automatisiert durchführen zu können. Zugriffskontrollmodelle werden auf einer Abstraktionsebene beschrieben, um eine große Vielseitigkeit bei der Implementierung in unterschiedlichen Computerumgebungen zu ermöglichen. Ein Zugriffskontrollmodell kann eine oder mehrere Zugriffskontrollstrategien unterstützen (Osborn et al. 2000). Ein Zugriffskontrollmodell kann sowohl die Rechteverwaltung als auch die Rechteprüfung umfassen.

Im Laufe der Zeit wurden mehrere Zugriffskontrollmodelle entwickelt und untersucht. Wie in Kapitel 2 dargestellt, eignet sich das Konzept der Rolle und damit das rollenbasierte Zugriffskontrollmodell zur Bündelung der Zugriffsrechte, um ein aufgabenorientierten Autorisierungs-

⁴ „Access control model“ wird in dieser Arbeit mit Zugriffskontrollmodell übersetzt, in der Literatur, z. B. in (Seufert SE 2001, S. 35), findet sich auch der Begriff Zugriffskontrollansatz.

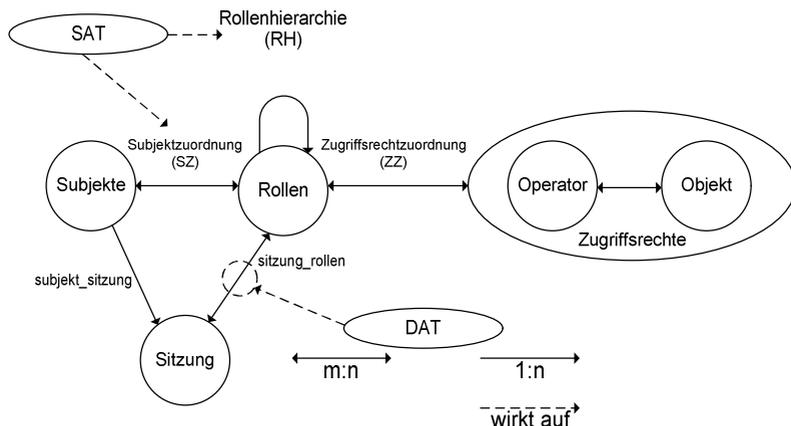
system umzusetzen. Dieses ausgewählte Zugriffskontrollmodell wird im folgenden Kapitel kurz vorgestellt.

4.2 Rollenbasiertes Zugriffskontrollmodell

Die Entitäten und deren Beziehungen des Kernmodells des rollenbasierten Zugriffskontrollmodells (RBAC) sind in dargestellt. Das Kernmodell umfasst folgende Basiselemente: Nutzer bzw. Subjekte, Rollen, Objekte, Operatoren, Zugriffsrechte und Sitzung.

Nutzer oder Subjekte sind im Kernmodell als personelle Aufgabenträger (siehe Kapitel 3.1) definiert. Rollen definieren im Kernmodell eine Beziehung zwischen Subjekten und Zugriffsrechten. Eine *Rolle* ist eine Funktion innerhalb des Kontextes einer Organisation, die Autorität und Verantwortung an das zugeordnete Subjekt überträgt (ANSI INCITS 359-2004 01.03.2004, S. 3).

Abbildung 10: Komponenten des rollenbasierten Zugriffskontrollmodells



Die Objekte und die Operatoren hängen allein von dem zu schützenden Anwendungssystem ab und bestimmen das zu implementierende Auto-

risierungssystem (ANSI INCITS 359-2004 01.03.2004, S. 3). In einem Anwendungssystem, wie z. B. dem Prüfungsverwaltungssystem „FlexNow“, ist ein Objekt ein Datenblatt eines Studenten und die Operatoren, die darauf angewendet werden können, sind: „bearbeiten“, „drucken“ und „lesen“.

Zugriffsrechte sind Genehmigungen, eine *Operation* auf einem oder mehreren von einem auf RBAC aufbauenden Autorisierungssystem geschützten *Objekten* ausführen zu dürfen (ANSI INCITS 359-2004 01.03.2004, S. 3). Ein RBAC-Zugriffskontrollmodell funktioniert nach dem Erlaubnisprinzip, d.h. ist ein Recht nicht vorhanden, wird der Zugriff verweigert.

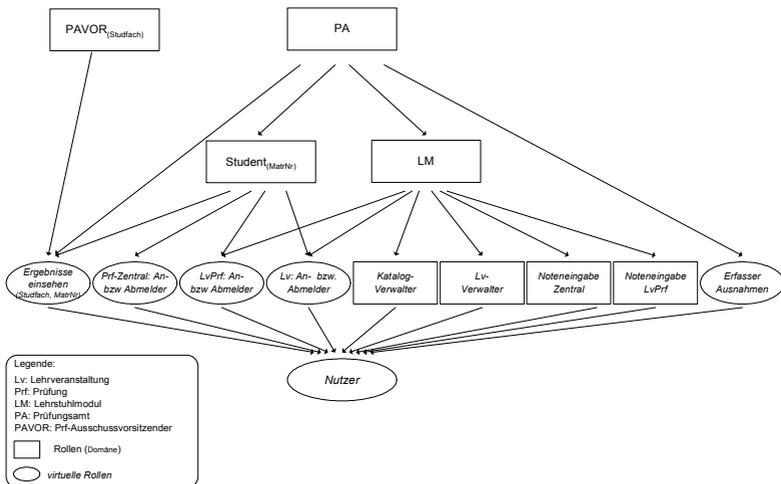
Zentrales Konzept des RBAC ist die Rollenbeziehung, dabei formuliert die Rolle die umzusetzende Zugriffskontrollstrategie. Zwischen Subjekten und Rollen (*Subjektzuordnung*) und zwischen Rollen und Zugriffsrechten (*Zugriffsrechtzuordnung*) besteht eine sogenannte m:n-Beziehung. Einem Subjekt kann mehr als eine Rolle zugeordnet sein und einer Rolle können mehrere Subjekte zugeordnet werden. Dies liefert eine hohe Flexibilität bei der Zuordnung von Zugriffsrechten zu Rollen und Subjekten zu Rollen, um den Zugang zu Ressourcen zu kontrollieren (ANSI INCITS 359-2004 01.03.2004, S. 4).

Eine *Sitzung* ist eine Verbindung zwischen einem Subjekt und der aktivierten Teilmenge von Rollen, die einem Subjekt zugeordnet sind und bildet genau ein Subjekt mit allen aktivierten Rollen ab. Ein Subjekt kann beliebig viele Sitzungen eröffnen. Die daraus verfügbaren Zugriffsrechte sind die von den aktivierten Rollen über alle Sitzungen hinweg aktivierten Zugriffsrechte (ANSI INCITS 359-2004 01.03.2004, S. 4). Das Kernmodell alleine reicht oftmals nicht aus, um ein umfassendes Autorisierungssystem implementieren zu können. Daher sieht auch der Standard bereits die Rollenhierarchie und die Aufgabentrennung als Erweiterung vor.

Autorisierung in Informationssystemen

Die Rollenhierarchie (RH) erweitert das Kernmodell (ANSI INCITS 359-2004 01.03.2004, S. 5). Die Rollenhierarchie ist eine Möglichkeit, um eine organisatorische Beziehung von Autorität und Verantwortlichkeit wiederzuspiegeln (Ferraiolo et al. 2001, S. 234). Rollenhierarchien definieren eine Vererbungsbeziehung zwischen Rollen (ANSI INCITS 359-2004 01.03.2004, S. 235).

Abbildung 11: Rollenhierarchie in einem Autorisierungssystem eines Prüfungsverwaltungssystems



Zusätzlich kann die Aufgabentrennung orthogonal zur Rollenhierarchie hinzugefügt werden. Das Konzept der Aufgabentrennung wird benötigt, um Strategien zur Verhinderung von Interessenskonflikten durchzusetzen. Zudem dürfen kritische Aufgaben in einem Unternehmen nicht

von ein und derselben Person ausgeführt werden.⁵ Es gibt zwei Kategorien von Rollenbeschränkungen:

- eine statische (SAT) und
- eine dynamische Aufgabentrennung (DAT).

Bei einer statischen Aufgabentrennung wird bereits bei der Subjektzuordnung verhindert, einem Subjekt konfliktäre Rollen zuzuordnen. Bei einer dynamischen Aufgabentrennung können Subjekten bei der Subjektzuordnung konfliktäre Rollen zugeordnet werden, diese aber nicht gleichzeitig in derselben Session aktiviert werden, damit findet der Ausschluss der Aktivierung der Rollen zur Laufzeit statt (Kuhn 1997, S. 24).

Neben diesen im Standard definierten Komponenten existieren mehrere Erweiterungen des Modells, um einen flexiblen Zugriffskontrollmechanismus zu entwickeln. Folgende ausgewählte Erweiterungen sind für eine Umsetzung notwendig. Das Konzept der Delegation von Zugriffsrechten an ein anderes Subjekt als Stellvertretung ist notwendig, um die Stellvertretung dezentral regeln zu können, z. B. möchte ein Lehrstuhlinhaber seinem Assistenten die Möglichkeit einräumen, die Ergebnisse für eine Prüfung einzutragen. Neben der Delegation ist die Domänenbeschränkung der Subjekte eine notwendige Erweiterung. Eine Domänenbeschränkung wird pro Rolle und Subjekt festgelegt. Dies bedeutet, dass Subjekte, die der gleichen Rolle angehören, zwar die gleichen Funktionen innerhalb eines Anwendungssystems aufrufen dürfen, aber die ausgelieferten Informationen je nach Zuständigkeitsbereich eines Subjektes unterschiedlichen Inhalts sind. Ein Prüfungsausschussvorsitzender benötigt für Beratungen und Entscheidungen den Prüfungsverlauf eines Studierenden, aber er darf laut Datenschutz nur Prüfungen und Informationen von den Studiengängen sehen, für die er zuständig ist.

Diese kurze Einführung in die Theorie der Autorisierung und des RBAC-Modells zeigt die Grundlagen für die Konzeption und Implemen-

⁵ Allgemeine Beschreibungen und Diskussionen zur Aufgabentrennung finden sich in (Brewer DF, Nash MJ 1989); (Clark DD, Wilson DR 1987); (Anderson R 2001, S. 166–199).

tierung des Zugriffskontrollmechanismus des Autorisierungssystems FN2RBAC. Im folgenden Kapitel wird anhand von FlexNow diese Konzeption aufgezeigt.

4.3 Konzeption der Autorisierung am Beispiel von „FlexNow“

Eine mögliche Umsetzung eines Autorisierungssystems zeigt der Aufruf von „FlexNow“ im ZUV-Portal der Universität Bamberg. Nach erfolgreicher Authentifizierung ist das Subjekt, z. B. der Prüfer, im Portal bekannt. Es stehen damit alle erlaubten Anwendungen und Rollen, wie zeigt, zur Verfügung.

Abbildung 12: Anzeige der Rollen und Anwendungsauswahl innerhalb einer Sitzung



Auf der linken Seite werden alle Rollen angezeigt, die dem authentifizierten Subjekt in der Rechteverwaltung zugeordnet wurden. Auf der rechten Seite sind alle Anwendungen aufgelistet, die für die zugeordneten Rollen zur Verfügung stehen. Bei der Konzeption für die Autorisierung wurde die Entscheidung getroffen, dass implizit mit der Auswahl einer Anwendung auch die Rolle festgelegt wird. Es kann zu einem Zeitpunkt immer nur eine Rolle aktiv sein.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Zurück zu der Ausgangsfrage: woher kennt die Anwendung mich und meine Rolle? Aufgabenträger benötigen zur Erledigung ihrer Aufgaben Informationen aus dem betrieblichen Informationssystem. Diese Informationen gilt es vor unberechtigter Nutzung zu schützen.

Um einen Aufgabenträger identifizieren zu können, werden Zugangsdaten gespeichert und eindeutig mit einem Aufgabenträger verbunden. Bei der Authentifizierung, einer Grundfunktion der Informationssicherheit, wird dieser Aufgabenträger durch Eingabe seiner Zugangsdaten ermittelt. Dadurch ist einer Anwendung bekannt, wer sich eingeloggt hat. Nach erfolgreicher Authentifizierung wird im zweiten Schritt geprüft, was einem Aufgabenträger im ausgewählten Kontext erlaubt ist

Sicherheitsadministratoren legen bei der Rechteverwaltung fest, welche Zugriffsrechte ein Aufgabenträger benötigt, um seine Aufgaben zu erfüllen. Zur Ermittlung der Zugriffsrechte existieren verschiedene Zugriffskontrollmodelle. Durch das Herausarbeiten der verschiedenen Rollenkonzepte und die Einordnung der Rolle in das betriebliche Informationssystem konnte aufgezeigt werden, dass sich methodisch aus den Aufgaben in einer Organisation Rollen ermitteln lassen. Diesen Rollen werden die benötigten Zugriffsrechte zugeordnet.

Damit eignet sich ein rollenbasiertes Zugriffskontrollmodell als Grundlage für die Entwicklung eines aufgabenorientierten Autorisierungssystems. Der Standard des rollenbasierten Zugriffskontrollmodells wurde um Konzepte wie Delegation und Domänenbeschränkung erweitert, um so eine größere Flexibilität zu erhalten.

Nachdem der Aufgabenträger identifiziert ist, können seine aktivierten Rollen in der Rechteverwaltung ermittelt werden. Vor Ausführung einer aufgerufenen Funktion im betrieblichen Informationssystem wird bei der Rechteprüfung ermittelt, ob einer dieser Rollen ein für diesen Funktionsaufruf äquivalentes Zugriffsrecht zugeordnet ist. Jeder Zugriff wird

Autorisierung in Informationssystemen

zusammen mit der Information, ob dieser erlaubt ist oder nicht, protokolliert.

Das Thema Informationssicherheit und deren Umsetzung wird auch in Zukunft ein Forschungsgegenstand bleiben, z. B. besteht bei social networks wie „facebook“ im Bereich des Datenschutzes Handlungsbedarf.

Ein weiteres Thema ist eine Vereinheitlichung der Speicherung von Zugangsdaten für die Authentifizierung sowie von Zugriffsdaten der Rechteverwaltung möglichst übergreifend für alle Anwendungen in einem Unternehmen oder einer Verwaltung. Stichworte dazu sind unternehmensweites Ident- und Rollenmanagement. Viele im Einsatz befindliche Anwendungssysteme führen eine proprietäre Authentifizierung und Autorisierung durch. Dies führt zu einer Redundanz bei der Speicherung der notwendigen Daten. Dies bedeutet aber einen Mehraufwand bei der Kontrolle der Identität und der Zugriffe und erschwert die Überprüfung, wenn unzulässige Zugriffe erfolgt sind.

6. Literatur

- Ahn G, Sandhu RS (2000) Role-based authorization constraints specification. *ACM Transactions on Information Systems Security* 3(4):207–226.
- Alisch K (2004) *Gabler-Wirtschafts-Lexikon*. [die ganze Welt der Wirtschaft Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft, Recht, Steuern], 16. Aufl. Gabler, Wiesbaden
- Anderson R (2001) *Security engineering. A guide to building dependable distributed systems*, New York
- ANSI INCITS 359-2004 (01.03.2004) *Role Based Access Control*. American National Standard for Information Technology. <http://www.cs.purdue.edu/homes/ninghui/readings/AccessControl/ANSI+INCITS+359-2004.pdf>, Abruf am 2009-03-01
- Beresnevichiene Y (2003) *A role and context based security model*. Technical Report Number 558. <http://www.cl.cam.ac.uk/techreports/UCAM-CL-TR-558.pdf>, Abruf am 2009-03-01

- Blümle E (1975) Stellvertretung. In: Gaugler E (Hrsg) Handwörterbuch des Personalwesens. Poeschel, Stuttgart, S. 1887–1984
- Boella G, van der Torre L, Verhagen H (2007) Roles, an interdisciplinary perspective. *Applied Ontology* 2(2):81–88
- Bokranz R, Kasten L (2001) Organisations-Management in Dienstleistung und Verwaltung. Gestaltungsfelder, Instrumente und Konzepte, 3. Aufl. Gabler, Wiesbaden
- Brewer DF, Nash MJ (1989) The Chinese Wall Security Policy. In: Proceedings of the IEEE Symposium on Security. IEEE Computer Society Press, S. 206–214
- (2005) IT-Grundschutz-Kataloge (BSI05). Standardwerk zur IT-Sicherheit, Köln
- Clark DD, Wilson DR (1987) A Comparison of Commercial and Military Computer Security Policies. In: Proceedings of the IEEE Symposium on Security and Privacy. IEEE Computer Society Press, S. 184–194
- Coyne EJ, Weil T (2008) An RBAC Implementation and Interoperability Standard: The INCITS Cyber Security 1.1 Model. *IEEE Security and Privacy* 6(1):84–87. <http://dx.doi.org/10.1109/MSP.2008.2>
- Crook R, Ince D, Nuseibeh B (2002) Towards an Analytical Role Modelling Framework for Security Requirements. In: Proc. of the 8 th International Workshop on Requirements Engineering: Foundation for Software Quality (REFSQ'02, S. 9 - 23
- Eckert C (2001) IT-Sicherheit. Konzept - Verfahren - Protokolle. Oldenbourg, München
- Eckert C (2008) IT-Sicherheit. Konzepte, Verfahren, Protokolle, 5., überarb. Aufl. Oldenbourg, München
- Essmayr W, Probst S, Weippl E (2004) Role-Based Access Controls: Status, Dissemination, and Prospects for Generic Security Mechanisms. *Electronic Commerce Research* 4(1-2):127–156
- Esswein W (1992) Das Rollenmodell der Organisation. Die Berücksichtigung aufbauorganisatorischer Regelungen in Unternehmensmodellen. Otto-Friedrich-Universität, Bamberg
- Eymann T (2004) W14 Sicherheit und Steuerung von Informationssystemen 4. Autorisierung. http://wi.oec.uni-bayreuth.de/fileadmin/download/04_II/wi_iv/ssit-04-autorisierung.pdf, Abruf am 2006-03-06

Autorisierung in Informationssystemen

- Feng X, Guoyuan L, Hao Huang, Li Xie (2004) Role-Based Access Control System for Web Services. In: CIT '04: Proceedings of the The Fourth International Conference on Computer and Information Technology. IEEE Computer Society Press, Washington, DC, USA, S. 357 - 362
- Ferraiolo DF, Sandhu RS, Gavrila S, Kuhn DR, Chandramouli R (2001) Proposed NIST standard for role-based access control. ACM Transactions on Information Systems Security 4(3):224 - 274
- Ferstl OK, Sinz EJ (2001) Grundlagen der Wirtschaftsinformatik, 4. Aufl. Oldenbourg, München
- Ferstl OK, Sinz EJ (2006) Grundlagen der Wirtschaftsinformatik, 5., überarb. und erw. Aufl. Oldenbourg, München
- Frings S, Weisbecker A (1998) Für jeden die Passende Rolle. it Management(7):18–25
- Galler J (1997) Vom Geschäftsprozeßmodell zum Workflow-Modell. Gabler, Wiesbaden
- Gasser M (1988) Building a secure computer system. Van Nostrand Reinhold, New York
- Graf A (2002) Performance Measurement und Competency Management in der Praxis. HMD - Praxis Wirtschaftsinform.(227):46–55
- Haller NM, et al. (1998) A One-Time Password System. RFC Editor, United States
- Junk K, Mayer M (2003) Active Datamanagement. Säulen der Informationssicherheit. VDE-Verl., Berlin
- Kern A, Kuhlmann M, Kuroopka R, Ruthert A (2004) A meta model for authorisations in application security systems and their integration into RBAC administration. In: SACMAT '04: Proceedings of the ninth ACM symposium on Access control models and technologies. ACM, New York, NY, USA, S. 87 - 96
- Kuhn DR (1997) Mutual exclusion of roles as a means of implementing separation of duty in role-based access control systems. In: RBAC '97: Proceedings of the second ACM workshop on Role-based access control. ACM, New York, NY, USA, S. 23 - 30
- Landwehr CE, Heitmeyer CL, McLean J (1984) A security model for military message systems. ACM Trans. Comput. Syst. 2(3):198 - 222

- Lehmann FR (1999) Fachlicher Entwurf von Workflow-Management-Anwendungen. Teubner, Stuttgart
- Lehmann K (2007) Modelle und Techniken für eine effiziente und lückenlose Zugriffskontrolle in Java-basierten betrieblichen Anwendungen. Deutsche Nationalbibliothek, Frankfurt
- Linkies M, Off F (2006) Sicherheit und Berechtigungen in SAP-Systemen, 1. Aufl. Galileo Press, Bonn
- Müller K (2005) IT-Sicherheit mit System. Sicherheitspyramide und Vorgehensmodelle; Sicherheitsprozess und Katastrophenvorsorge; die 10 Schritte zum Sicherheitsmanagement, 2., verb. und erw. Aufl. Vieweg, Wiesbaden
- Neumann G, Strembeck M (2001) Design and implementation of a flexible RBAC-service in an object-oriented scripting language. In: CCS '01: Proceedings of the 8th ACM conference on Computer and Communications Security. ACM, New York, NY, USA, S. 58 - 67
- Nyanchama M, Osborn SL (1996) Modeling mandatory access control in role-based security systems. In: Proceedings of the ninth annual IFIP TC11 WG11.3 working conference on Database security IX : status and prospects. Chapman & Hall, Ltd., London, UK, UK, S. 129 - 144
- Osborn SL, Sandhu RS, Munawer Q (2000) Configuring role-based access control to enforce mandatory and discretionary access control policies. ACM Transactions on Information Systems Security 3(2):85 - 106
- Picot A, Dietl H, Franck E (1997) Organisation. Eine ökonomische Perspektive. Schäffer-Poeschel, Stuttgart
- Pohl H (2004) Taxonomie und Modellbildung in der Informationssicherheit. Datenschutz und Datensicherheit 28(11):678–685
- Raepple M (2001) Sicherheitskonzepte für das Internet. Grundlagen, Technologien und Lösungskonzepte für die kommerzielle Nutzung, 2., überarb. und erw. Aufl. dpunkt.verlag, Heidelberg
- Rankl W, Effing W (2002) Handbuch der Chipkarten. Aufbau, Funktionsweise, Einsatz von Smart Cards, 4., überarb. und aktualisierte Aufl. Hanser, München
- Reichert M, Dadam P (2000) Geschäftsprozessmodellierung und Workflow-Management - Konzepte, Systeme und deren Anwen-

- dung. *Industrie Management* 16(3):23 - 27. <http://dbis.eprints.uni-ulm.de/239/>
- Rieger S (2007) *Einheitliche Authentifizierung in heterogenen IT-Strukturen für ein sicheres e-Science-Umfeld*, 1. Aufl. Cuvillier, Göttingen
- Rupietta W, Wernke G (1994) Umsetzung organisatorischer Regelungen in der Vorgangsbearbeitung mit WorkParty und ORM. In: Hasenkamp U, Kirn S, Syring Michael (Hrsg) *CSCW - Computer supported cooperative work. Informationssysteme für dezentralisierte Unternehmensstrukturen*, 1. Aufl. Addison-Wesley, Bonn, S. 135–154
- Sackmann S (16.09.2008) IT-Sicherheit — Enzyklopaedie der Wirtschaftsinformatik. <http://www.enzyklopaedie-der-wirtschaftsinformatik.de/wi-enzyklopaedie/lexikon/technologienmethoden/Informatik--Grundlagen/IT-Sicherheit>, Abruf am 2009-04-01
- SAP (06.07.2007) Rolle. SAP-Bibliothek - SAP DB. http://help.sap.com/saphelp_47x200/helpdata/de/48/8af5b0a54f11d2a97100a0c9449261/frameset.htm, Abruf am 2009-03-26
- Schier K (1999) Vertrauenswürdige Kommunikation im elektronischen Zahlungsverkehr / Schier, Kathrin. <http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=957624921>, Abruf am 2009-03-26
- Schreyögg G (2008) *Organisation. Grundlagen moderner Organisationsgestaltung ; mit Fallstudien*, 5., vollständig überarb. Aufl. Gabler, Wiesbaden
- Schwarz H (1980) Aufgabenträger. In: Grochla E (Hrsg) *Handwörterbuch der Organisation*, 2., völlig neu gestaltete Aufl. Poeschel, Stuttgart, S. 217–224
- Seufert SE (2001) Die Zugriffskontrolle. Eine Bestandsaufnahme relevanter Ansätze und deren Weiterentwicklung zu einem Konzept für die Ableitung von Zugriffsrechten aus der betrieblichen Organisation
- Strembeck M, Neumann G (2004) An integrated approach to engineer and enforce context constraints in RBAC environments. *ACM Transactions on Information Systems Security* 7(3):392 - 427
- Süßmilch-Walther I, Gilleßen S (2003) *Ein Bezugsrahmen für Rollen in Unternehmungen*. 1. Teil: Grundlagen, Abgrenzung und

- Methodik. <http://www.wissensnavigator.com/documents/Rollen1.pdf>, Abruf am 2009-03-28
- Thomas EJ, Biddle BJ (1966) Basic Concepts for Classifying the Phenomena of Role. In: Biddle BJ, Thomas EJ (Hrsg) Role theory. Concepts and research. John Wiley & Sons, New York, S. 23–63
- van Aalst der W, Hee van KM (2002) Workflow management. Models, methods, and systems. MIT Press, Cambridge, Mass.
- Walther I (2005) Rollen- und Situationsmodellierung bei betrieblichen Dispositions- und Planungssystemen. <http://www.opus.ub.uni-erlangen.de/opus/volltexte/2005/137>, Abruf am 2009-03-28
- Zannone N, Jajodia S, Wijesekera D (2006) Creating Objects in the Flexible Authorization Framework. In: Goos G, Hartmanis J, van Leeuwen J (Hrsg) Data and applications security XX. 20th Annual IFIP WG 11.3 Working Conference on Data and Applications Security, Sophia Antipolis, France, July 31 - August 2, 2006 ; proceedings. Springer-Verlag, Berlin, S. 1–14

Zwischen Denkmalwerten und Politikum. Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

von Dr. des. Zuzana Güllendi-Cimprichová

1. Einleitung

Nachdem am 28. Oktober 1918 auf dem Gebiet der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie die Erste Tschechoslowakische Republik ausgerufen worden war, stellte sich die Frage nach einem Präsidentensitz, der den Repräsentationsanspruch eines demokratischen Staatsoberhauptes erfüllen konnte. Der neu gewählte Präsident, Tomáš Garrigue Masaryk, entschied sich, der historischen Tradition folgend, für die Prager Burg.

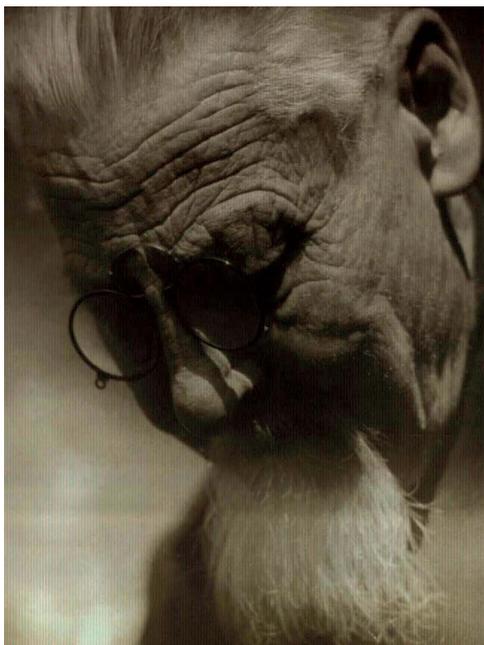


Die Prager Burg, Luftaufnahme, hist. Aufnahme, 1930.
Abb. aus: HALMANOVÁ Klára, 2006, S. 35.

Damit dieser identitätsstiftende Ort zum Botschaftsträger von Masaryks eigenem politischen Willen wird, forderte er ihre politisch relevante Umgestaltung, die mit Rücksicht auf die bauhistorische Vielschichtig-

keit des gewachsenen Komplexes durchgeführt werden sollte. Ihre architektonische Weiterentwicklung sollte zum Symbol des gesellschaftlichen und politischen Fortschritts werden.

Mit dieser Aufgabe beauftragte Masaryk den slowenischen Architekten und Professor der Prager Kunstgewerbeschule Josip Plečnik, den er auf Empfehlung der tschechischen Kunstöffentlichkeit 1920 zum Architekten der Prager Burg ernannte.



Josip Plečnik (1872–1957).

Abb. aus: GRABRIJAN Dušan, 1968, S. 1.

Plečnik gestaltete zwischen 1920 und 1935 die baulich vernachlässigte Burg in einen modernen repräsentativen Präsidentensitz um. Parallel dazu führte er im Prager Stadtteil Vinohrady [Weinberge] zwischen 1928 und 1932 den Bau der Herz-Jesu-Kirche aus. Auch bei diesem Projekt war die architektonisch-politische Begründung des Baus richtungswei-

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

send, denn laut der Wettbewerbsausschreibung war die Kirche als ein sakrales Nationaldenkmal gedacht.

Die Meinungen zu Plečniks Werk gingen im Laufe der Umgestaltungsmaßnahmen weit auseinander. Im Mittelpunkt der Kontroverse standen die Fragen nach Plečniks Darstellung demokratischer Werte und nach einem angemessenen Umgang mit dem Architekturbestand der Prager Burg. Der Bau der Herz-Jesu-Kirche löste eine angeregte Diskussion über einen zeitgemäßen Kirchenbaustil aus. Den kritischen Stimmen gegenüber stand die Präsidentenkanzlei, die in Plečniks Konzept die architektonische Demonstration von Masaryks Staatsphilosophie und der neuen Staatlichkeit sah. Die fortdauernden Kritiken führten dazu, dass Plečnik 1935 Prag verließ und in seine slowenische Heimatstadt Ljubljana (Laibach) zurückkehrte.

Im Zentrum des folgenden Beitrags steht die Frage, in welcher Weise Plečnik den Denkmalbestand der Prager Burg weiterentwickelte und ihn zum Botschaftsträger der politischen Ambitionen Masaryks umwandelte. Dabei soll das Umgestaltungskonzept im Spiegel des in Prag stattgefundenen Architekturdiskurses um das demokratische Wesen der Architektur analysiert werden. Im Hinblick auf die Kontroverse um Plečniks Umgang mit dem Denkmalbestand soll der spezifische Denkmalbegriff untersucht werden. Im Mittelpunkt steht die Frage nach den Kriterien, die seinen Umgang mit den Denkmälern bestimmten.

2. Plečniks architektonische Laufbahn vor der Umgestaltung der Prager Burg

Als ein Schöpfer, dessen Erfolge nicht nur rational gemessen werden können, und ein Poet in der Architektur¹ wurde Josip Plečnik post mortem vom slowenischen Konservator France Stelè beschrieben. Um dieser emotional formulierten Charakteristik des Architekten eine konkrete Gestalt zu verleihen, wird hier Plečniks Werdegang vor seiner Ernennung zu Masaryks Burgarchitekten erörtert. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht das Reifen von Plečniks Architekturphilosophie und

¹ STELÈ France, 1957, S. 193.

denkmalpflegerischen Maximen, die in seinem Prager Werk ihren Höhepunkt gefunden haben.

2.1 Ausbildung und Einflüsse

Josip Plečnik wurde am 23. Januar 1872 im slowenischen Laibach geboren. Nach dem Abschluss der Volksschule besuchte er das Gymnasium, das er aufgrund nicht ausreichender Leistung verlassen musste. Mit vierzehn Jahren begann er eine Ausbildung in der Laibacher Gewerbeschule, der 1888 eine Ausbildung in der Tischlerabteilung der Gewerbeschule in Graz folgte. Nach dem Abschluss seiner Lehre siedelte er 1892 nach Wien über, wo er als Zeichner bei der Möbelfirma K.-K.-Hof-Bau-Kunststicherei J. W. Müller tätig war.²

Den entscheidenden Wendepunkt in Plečniks beruflicher Laufbahn markiert das Jahr 1895, als er in der Spezialklasse Otto Wagners an der Wiener Akademie der Künste sein Architekturstudium begann. Wagner erkannte früh Plečniks ausgeprägte künstlerische Individualität und bot ihm an, während des Studiums in seinem Privatatelier mitzuarbeiten. Dank seiner Mitarbeit konnte Plečnik die in Wagners revolutionärem Werk *Moderne Architektur* gepredigten Architekturprinzipien unmittelbar erleben und seine eigenen Maximen entwickeln. Besonders nah stand ihm Wagners schöpferischer Umgang mit historischen Stilen, die er mit Forderungen nach einer modernen Architektur verknüpfte. Eine andere Meinung als Wagner vertrat er bei der Frage nach der Funktion des Ornaments. Für Plečnik war das Ornament eine architektonische Verzierung, dank der das Material stilisiert und formalästhetisch aufgewertet wird. Unabhängig davon, ob das Ornament eine sachliche oder ästhetisch aufwertende Funktion übernehme, sei seine Existenz in der Architektur unabdingbar. Dank des ornamentalen Zusatzes werde der Architektur eine edle Note verliehen, die nach Plečniks Auffassung für die Stilisierung der Architektur notwendig sei.³

Einen wichtigen Einfluss auf Plečniks Formfindungsprozess hatten die Theorien von Gottfried Semper. Zu diesen gehörten die Bekleidungs-

² POZETTO Marco, 1968, S. 15.

³ GRABRIJAN Dušan, 1968, S.91.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

theorie und die Abhandlungen über die Kunstindustrie. Plečnik übernahm sie wörtlich und setzte sie in seiner Entwurfspraxis um. Seine Maxime, dass das Kunstgewerbe die Grundlage der monumentalen Architektur sei, spiegelt sich in seiner Affinität zu antiken Vasen, die er im Umgestaltungskonzept der Prager Burg auf vielfache Weise variierte, wider.

Nach seinem Studienabschluss im Sommersemester 1897/98 erhielt Plečnik ein einjähriges Reisestipendium, den so genannten Rompreis. Hauptziel seiner Reise war Italien, wo er seine ersten Erfahrungen mit Denkmälern sammelte. Ausschlaggebend für seine Entscheidung waren seine Vorliebe für die Formen der Antike und der Renaissance. Obwohl er diese aus Wagners Atelier kannte, begann er erst während seiner Reise eine Sensibilität für historisches Formenvokabular zu entwickeln. Die in seinem Gesamtwerk immer wiederkehrenden antiken Zitate zeugen vom determinierenden Einfluss dieser ersten visuellen Auseinandersetzung mit klassischen Formen. Den inhaltlichen Schwerpunkt seiner Reise setzte Plečnik auf sakrale Kunst. Neben der formalen Suche setzte er sich mit der Frage nach der Errichtung eines den zeitgenössischen Bedürfnissen entsprechenden Kirchenbaus auseinander. Überzeugt, dass die frühchristlichen Basiliken ein universelles Vorbild für einen den zeitgenössischen Anforderungen entsprechenden Sakralraum seien, erkor er den Langbau zum Ausgangspunkt seiner weiteren Lösungen. Diese Entscheidung wird in seinen späteren Kirchenentwürfen erkennbar.

Plečnik entwickelte in Italien seine eigenen Kunstprinzipien, die er nach seiner Rückkehr nach Wien konsequent in die architektonische Praxis umsetzte.

2.2 Selbstständiger Architekt in Wien

Charakteristisch für Plečniks Wiener Frühwerk ist das Schwanken zwischen der Sezession, Wagners Gestaltungsprinzipien und historisierenden Formelementen.

Sein intensiver Formfindungsprozess und das Streben nach künstlerischer Individualisierung fanden ihren Höhepunkt in einem seiner Wiener Hauptwerke, der Heilig-Geist-Kirche (1911-1913).



Heilig-Geist-Kirche, Wien-Ottakring, 1910–13.
Abb. aus: Foto der Verfasserin.

Im gesamten Werk nimmt der Sakralbau einen hohen Stellenwert ein. Dass er diesem mehr Interesse als dem Profanbau entgegenbrachte, lässt sich auf seine Religiösität und Maxime, gemäß der die größte Kunst unter allen überhaupt die sakrale sei, zurückführen. 1908 erhielt Plečnik den Auftrag, im Wiener Arbeiterviertel Ottakring eine Kirche zu errichten. Er entwarf den Kirchenraum in quadratischer Form. Um die Kommunikation zwischen der Gemeinde und dem Priester zu verbessern, verzichtete er im Kirchenraum auf Pfeiler und Säulen. Damit der Kirche der Charakter einer frühchristlichen Basilika verliehen werden konnte, errichtete er an den Seitenwänden zwei parallel verlaufende Betonemporen.⁴

⁴ PRELOVŠEK Damjan, 1992, S. 87.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik



Heilig-Geist-Kirche, Innenraum.

Abb. aus: Foto der Verfasserin.

In der Innenausstattung der Kryptenraumes strebte Plečnik die Verwirklichung einer frühchristlichen Versammlungsstätte an und konzentrierte sich auf den Altartisch, den er erhöhte, um eine bessere Kommunikation zwischen dem Priester und der Gemeinde zu ermöglichen.⁵ Die stilistische Ausführung der im Eisenbeton ausgeführten Fassade verrät Plečniks Vorliebe für antike Formen. Für den Haupteingang wählte er die Form eines Portikus mit protodorischen Säulen, durch die der Kirche der Charakter eines antiken Tempels verliehen werden sollte.

2.3 Denkmalkriterium Religiosität

Um Plečniks Denkmalverständnis nachvollziehen zu können, soll auf die Faktoren hingewiesen werden, die bereits während der Wiener Schaffensperiode den Umgang mit den historischen Denkmälern bestimmten. Seine Erhaltungsstrategien waren primär emotional motiviert. Dies zeigte sich sowohl im Umgang mit profanen als auch mit sakralen Denkmälern, wobei er sich bei den letztgenannten ausnahmslos für die Erhaltung des vorgefundenen Bestandes einsetzte.

⁵ PRELOVŠEK Damjan, 1992, S. 88.

Einer der frühesten Beweise für Plečniks denkmalpflegerisches Engagement war sein Einsatz für die Erhaltung der Pfarrkirche in der slowenischen Stadt Žiri, die dem baulichen Verfall preisgegeben war. Ihren Verlust fürchtend, wandte sich Plečnik an den Genaralkonservator der *Zentralkommission für die Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale*, Max Dvořák, bei dem er Hilfe für die Rettung der Kirche suchte.

*„Od Božiču tega leta sem bil v Žireh. Tam gradé veliko cerkev – dolgo in široko – svetlo in predevsim novo, zakaj ne? To mi tako razumljivo kot to, da moram cez toliko casa vendarle dobiti novo obleko. No, stara cerkev slucajno se stoji – zdihuje. Je pa mojstrovina v sirjave in udobnosti – in finih pregledov. Graditi se jo zaceli razumni, odkritosrcni ljude, prav takсни so jo kasneje povecali in uglasili, k temu se imenitni oltarji itd. Seveda je bilo tudi vse to zapisano pogubi. Prosil sem gospode, da bi vendar ohranili te reci: ali da jih obnove na in uporabljajokot bratovcinsko cerkev, ali za dekanijsko knjižnico in muzej atd. Sedanji zupnik se zdi, da ja prvorosten se zdi, da je prvorosten, visosko intelignenten in gorec moz. Jamcim za to, da objekt je vreden zanimanja. Ztagedlj prihajam s prosno: recite mi, visosko spostvani, kaj naj ukrenem, katero pot naj uberem, da bi to bolo obnovljeno i sluzili debremu namenu? Kaj bi bylo treb izpolniti, da bi bilo mogovce dobiti od Centralne komisije subvencijo? Izjavljam pa, da obnove ne myslim prevzeti, da sem to porenil iz povsem cistega namena. Oprosite mi, visoko spostovani, ta moj napad in blagovolite sprjeit moje navdanejsie priporocitive.
Plečnik.“⁶*

[Weihnachten letzten Jahres war ich in Žiri. Dort wird eine lange, breite und vor allem helle und neue Kirche gebaut – warum auch nicht? Das ist mir genauso verständlich, wie die Tatsache, dass ich mir nach einer langen Zeit jedenfalls neue Kleider kaufen muss. Nun zufällig steht noch die alte Kirche – sie liegt in den letzten Atemzügen. Aber sie ist ein Meisterwerk in Breite und Gemütlichkeit – und aufgrund ihrer herrlichen Ausblicke. Mit dem Bau haben vernünftige, offenherzige Menschen angefangen und genau solche haben sie später vergrößert und eingerichtet. Hinzu kommen noch außerordentliche Altäre. All das war dem Verlust preisgegeben.

Ich habe die Herren gebeten, sie mögen die Kirche erhalten: oder sie mögen sie renovieren und nutzen als eine Bruderkirche oder als Bibliothek des Dekanats oder Museum.

Der gegenwärtige Pfarrer scheint ein erstklassiger, hochintelligenter und überzeugter Mann zu sein.

Ich garantiere, dass das Objekt unser Interesse verdient. Deswegen komme ich jetzt mit der Bitte, sagen Sie mir, sehr Verehrter, was soll ich unternehmen, welchen Weg

⁶ MUŠIČ Marjan 1980, S. 152–153.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

soll ich einschlagen, damit dieses Werk erneuert und einem guten Zweck dienen wird?

Was muss erfüllt werden, damit von der Zentral-Kommission eine Subvention gewährt werden könnte? Ich versichere aber, dass ich nicht vorhabe, den Umbau der Kirche zu übernehmen, dass ich mich nicht aus egoistischer Absicht hier einsetze.

Verzeihen Sie mir, hochverehrter Herr, diesen Angriff meinerseits und seien Sie guten Willens, meine sehr ergebene Empfehlungen entgegenzunehmen.

Plečnik.]

In diesem emotional geladenen Brief erkennt man deutlich den grundlegenden Faktor, der für Plečniks Willen für die Erhaltung der Kirche bestimmend war.

Es ist die sinnlich-ästhetische Wahrnehmung, von der die Argumentation für die Erhaltung des Denkmals durchwoben ist. Es ist jene Stimmungswirkung, die sich gemäß Alois Riegl sofort als Gefühl äußert und keine wissenschaftlichen Vorkenntnisse voraussetzt. Daher sei sie allen Bildungsschichten ohne Unterschied in gleicher Weise zugänglich. Dank ihrer Allgemeingültigkeit ist sie für den Alterswert von wichtiger Bedeutung.⁷ Plečniks Befürchtung eines Verlustes des Gesamtkunstwerkes und demzufolge seiner Vergangenheitswerte dominierte dessen Argumentation. Um diese bewahren zu können, suchte er nach einer Lösung für ihren Schutz. Er wandte sich den Gegenwartswerten der Denkmäler zu, insbesondere deren praktischem Gebrauchswert. Damit die weitere Existenz der Kirche gesichert wurde, forderte er ihre zweckmäßige und dennoch würdige Nutzung, die ein Garant ihrer weiteren Existenz sein sollte. Dadurch räumt er dem Gebrauchswert Zugeständnisse gegenüber dem Alterswert ein. Auch in diesem Punkt lassen sich Parallelen zwischen Plečniks Denkmalverständnis und Riegls Denkmalkultus finden. Riegl berücksichtigte außer dem Alterswert auch den Gebrauchswert, wobei er zwischen gebrauchsfähigen und gebrauchsunfähigen Denkmälern unterschied. Der materielle Zustand und die Gebrauchsfähigkeit des Denkmals waren diejenigen Kriterien, nach denen man sich zwischen dem Alterswert oder dem Gebrauchswert entscheiden musste.⁸ Der Genuss, der den Menschen durch die Betrachtung

⁷ HLOBIL Ivo, 2003, S. 40.

⁸ HLOBIL Ivo, 2003, S. 44.

und Benutzung eines gebrauchsfähigen Denkmals gewährt würde, solle sowohl bei Plečnik als auch Riegl vor den Alterswert gestellt werden.

2.4 Plečnik und die Prager Architekturszene

1910 wurde Plečnik von seinem tschechischen Kollegen aus Wagners Spezialklasse Jan Kotěra vorgeschlagen, dessen bisherige Professur an der Prager Kunstgewerbeschule zu übernehmen. Dieses Angebot hieß Plečnik willkommen und siedelte nach Prag über, wo er 1911 die Professur übernahm.⁹ Er wirkte dort bis 1921, als er die Professur an der Architekturschule in Laibach antrat.¹⁰

Bereits vor seiner Umsiedlung nach Prag war Plečnik ein Vorbild für die junge Generation der tschechischen Architekten. Die künstlerische Öffentlichkeit lernte ihn aus den Kunstzeitschriften *Styl* und *Volné směry* [dt. Freie Richtungen] kennen, in denen auf Initiative Jan Kotěras Plečniks Werke veröffentlicht wurden.

Eine der aufschlussreichsten Charakteristiken Plečniks findet sich 1909 in *Styl*. Der slowenische Architekt wurde als eine künstlerische Individualität mit einem stark ausgeprägten Temperament und schöpferischer Kraft bezeichnet, dessen durchdachte und von Askese durchdrungene Formen nicht von allen verstanden wurden. Bemerkenswert war der Vergleich Plečniks mit einem Künstler des Barock. Wie die Kunstträger des Barock in ihren Konzeptionen nicht nach den vom Kanon diktierten Regeln arbeiteten, würde sich auch Plečnik nur wenig für die Herkunft oder den Stil seiner Details interessieren. Historische Reminiszenzen würde man bei ihm nur dann finden, wenn sich die Formen der Logik und dem Zweck anpassen würden. Die Zweckmäßigkeit und die Sinnfälligkeit der Form in ihrem Ganzen wären das Ziel seiner Bestrebungen.¹¹ Als Illustration diente die Skizze eines seiner Interieurs, das von schiefen und geneigten Flächen beherrscht wurde. Das in der Zeichnung angewandte Formenrepertoire begeisterte die Mitglieder des Pra-

⁹ PRELOVŠEK Damjan, 1992, S. 93.

¹⁰ PRELOVŠEK Damjan und VYBÍRAL Jindřich, 2002, S. 15.

¹¹ O. V., J. Plečnik, in: *Styl*, 1908/1909, S. 129–130.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

ger Kunstvereins S. V. U. Mánes, die nach dem Ausklingen des Jugendstils nach der Befreiung von der Wagner'schen Zweckmäßigkeit suchten. Eine Lösung fanden sie im Architekturkubismus, der in der Übertragung der Prinzipien der kubistischen Malerei auf die Architektur beruhte. In dieser Stilrichtung strebten sie eine poetische Expressivität an, die der Zweckmäßigkeit Dynamik verleihen konnte.¹² Als formale Anknüpfungspunkte dienten ihnen die böhmische spätgotische und barocke Architektur. Außer bei diesen beiden Stilen wollten sie die stilbildenden Grundlagen der kubistischen Komposition nur in Plečniks sinnfälligem und plastischem Ausdruck gefunden haben.¹³

Während seiner pädagogischen Tätigkeit äußerte sich Plečnik zu aktuellen denkmalpflegerischen Fragen. Zwischen 1911 und 1914 wurde in Prag die Mánesbrücke gebaut. Die im 19. Jahrhundert gebaute Kettenbrücke konnte nicht mehr den wachsenden Verkehrsanforderungen der Hauptstadt standhalten und sollte deshalb durch eine breitere Brücke ersetzt werden. Für eine bestimmte Zeit standen die beiden Brücken nebeneinander. Als die Kettenbrücke endgültig abgerissen werden sollte, wandte sich Plečnik mit einem Brief an den Bildhauer Stanislav Sucharda, in dem er die Gründe für die Erhaltung der Kettenbrücke lieferte.

„Seitdem die Brücke vis à vis unserer Schule [Kunstgewebeschnle] gebaut wird und ich gelegentlich über die Řetězová [Kettenbrücke] laufe, bin ich ergriffen von der Stimmung, die die beiden quasi parallel gelagerten Brücken in mir auslösen. Der Gedanke, dass die Řetězová [Kettenbrücke] abgebrochen werden sollte und dadurch dieser siegreiche Effekt vernichtet wird, verursacht mir geradezu Schmerz. Nachdem der Steinpfeiler der Řetězová [Kettenbrücke] in der Richtung eines der neuen Pfeiler liegt und gewiss gut fundiert ist – wäre das ja keine Unmöglichkeit auf diesen eine neue, einfache glatte – sei es eine eiserne, oder eine betonene Brücke zu lagern. Welche überraschenden Stadtbilder könnte – daraus gefolgert – geschaffen werden. (...)“¹⁴

¹² MÁČEL Otakar, 1995, S. 215.

¹³ JANATKOVÁ Alena, 2000, S. 108.

¹⁴ Brief von Plečnik an Stanislav Sucharda, 14.7.1913, Zitat aus: STABENOW Jörg und VYBÍRAL Jindřich, 1996, S. 433.

In Plečniks Argumentation wird eine ausgesprochene Sensibilität für die Erhaltung des vorhandenen Bestandes erkennbar. Die Erhaltungskriterien sind die bereits bei der Kirche in Žiri in Erscheinung getretene Stimmungswirkung und der Gebrauchswert. Analog zu Žiri überwogen auch in diesem Fall die Emotionalität und die Betonung des unmittelbaren ästhetischen Erlebens, von denen sich das zweite Kriterium, nämlich der Gebrauchswert, ableitet. Anhand dieser zwei Kriterien stellte Plečnik die Denkmaleigenschaften fest und begann sich mit dem Denkmal und dessen weiterer Existenz auseinanderzusetzen. Das gefährdete Denkmal und seine konstruktiven Eigenschaften wurden zum Rahmen für seine architektonische Neuschöpfung.

Als Professor der Kunstgewerbeschule erfreute sich Plečnik bei seinen Studenten großer Beliebtheit. Den Schwerpunkt des Unterrichtes legte er auf das Studium der Antike und Sempers Theorien. Dadurch wandte er sich teilweise von aktuellen Architekturdiskussionen ab, wofür er später von Seiten der Funktionalisten heftig kritisiert wurde. Während des Ersten Weltkrieges wandte er sich dem Studium der mährischen und auch der slowakischen Volkskunst zu, wodurch er bei den Studenten große Popularität gewann. Um dabei nicht Gefahr zu laufen, dass die Schüler die volkstümlichen Ornamente kopierten, übte er mit ihnen freies Zeichnen und Komposition. Mit seiner Schwerpunktsetzung isolierte er teilweise seine Schüler von den Einflüssen der zeitgenössischen Kunst, was später als Defizit seiner pädagogischen Methoden bezeichnet wurde.

3. Josip Plečnik - Architekt der Prager Burg

Mit der im Oktober 1918 gefällten Entscheidung, auf der Prager Burg das politische Machtzentrum der Tschechoslowakischen Republik zu etablieren, stellte sich die Frage nach einem Konzept, mit dem der einstige Sitz der Habsburger in einen Regierungssitz eines demokratischen Staatsoberhauptes umgestaltet werden könnte. Im historischen Identifikationsmoment der Republikgründung bestand die Gefahr, dass die Euphorie über die nationale Unabhängigkeit zu nationalistisch motivier-

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

ten Wiederherstellungskonzepten und Zerstörung des historisch gewachsenen Ensembles führen würde. Aus diesem Grund forderte die Prager künstlerische Fachöffentlichkeit die Präsidentenkanzlei auf, mit der künstlerischen Leitung der Prager Burg einen denkmalpflegerisch sensiblen Architekten zu beauftragen. Auf Empfehlung des Kunstvereins *S. V. U. Mánes* wurde am 5. November 1920 vom Präsidenten Masaryk Josip Plečnik zum Architekten der Prager Burg ernannt.¹⁵

3.1 Staatsarchitektur und Architektur. Zum architekturpolitischen Programm des Präsidenten Masaryk

Um seine Staatsphilosophie künstlerisch vergegenständlichen zu können, wählte der Präsident Masaryk zum Botschaftsträger seiner politischen Intentionen die Architektur:

„Die Einrichtung der Gesellschaft wird auch künstlerisch und ästhetisch beurteilt, man pflegt bildlich nicht nur über den Staatsapparat oder die Staatsmaschinerie, sondern auch vom Bau und der Architektur des Staates zu sprechen.“¹⁶

Das Umgestaltungskonzept der Prager Burg sollte gemäß Masaryk zum Abbild des kulturpolitischen Wandels und Symbol der neuen Staatlichkeit werden. Dabei sollte der Denkmalbestand in seinem architektonischen Zusammenhang respektiert werden.

Masaryk verstand die Anerkennung der objektiven historischen Wahrheit als Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Entwicklung. In diesem Sinne setzte er die Zerstörung des Denkmalbestandes mit der Verneinung der historischen Kontinuität gleich. Er erklärte daher die Denkmäler der Prager Burg, als Zeugnisse der Baugeschichte, als richtungweisend für das Umgestaltungskonzept.

Die Präsidententochter Alice Masaryková, die Plečnik Masaryks Vorstellungen vermittelte und am Umgestaltungskonzept mitwirkte, verstand die architektonische Begründung der Demokratie als Synthese von monumentalen Gestaltungsmitteln und nationalen und ethnografischen Symbolen. Das formale Vorbild für die künftige Architektur des Präsi-

¹⁵ APH, H 4032/46 Prof. J. Plečnik.

¹⁶ MASARYK Tomáš Garrigue, 1925, S. 496.

dentensitzes fand sie im antiken Tempelbau und seiner ‚kosmischen Ordnung‘, die sie als Grundlage für die gesellschaftliche Ordnung bezeichnete.¹⁷ Die architektonische Ausführung der Tempel stellte für sie eine Metapher für die Verwirklichung der Demokratiekonzeption in dem neu gegründeten Staat dar. Die Souveränität und Sicherheit, mit der die Griechen ihre Tempel bauten, sah sie dabei als Vorbild für eine demokratische politische Handlung des Präsidenten.¹⁸ In Anlehnung an das Bauvorhaben der athenischen Akropolis sollte die umgestaltete ‚Prager Akropolis‘ auf dem Hradschin zum Botschaftsträger der neuen demokratischen Ordnung werden. Die Umgestaltung des ‚Nationalheiligtums‘ sowie des gesamten Heiligen Hradschiner Bezirkes¹⁹ wurde demzufolge zur Metapher eines Neuaufbaus der originären Akropolis, die zum Symbol der antik-athenischen Demokratie gereichte.

3.2 Plečnik und die Präsidententochter

„Mistře, jako ‚Bauherrin‘, jako Vy říkáte – mám povinnost a právo Vás přivítat. Povinnost, nebo otec mi nařídil, abych se starala o architekturu Hradu pro něho, tak, aby vše bylo dle slov – ‚Hrad, to je program‘“²⁰

[Meister, als ‚Bauherrin‘, wie Sie es sagen – habe ich das Recht und die Pflicht, Sie bei uns willkommen zu heißen. Die Pflicht, weil es mir von meinem Vater angeordnet wurde, dass ich die Verantwortung für die Architektur der Burg übernehme, damit alles nach seinen Worten ‚Die Burg ist das Programm‘ geschehe.]

Mit diesen Worten wandte sich Alice Masaryková in einem ihrer zahlreichen Briefe an Plečnik. In ihnen lässt sie ihre Vermittlungsrolle zwischen dem Präsidenten und dem Burgarchitekten erkennen, die von großer Bedeutung für die Umgestaltung der Prager Burg war.

Die Grundanforderung der Präsidententochter an Plečnik war die Erfindung einer genuin demokratischen Form. Plečnik hieß das Engagement der Präsidententochter willkommen, denn ihre bildhaft formulierten Vorstellungen über die Burgarchitektur verhalfen ihm, den abstrakten staats-theoretischen Positionen seines Auftraggebers eine materielle Form zu verleihen. Mit der Präsidententochter teilte er die Begeisterung

¹⁷ AML, Briefe von Masaryková an Plečnik, 13.5.1921 und 17.6.1921.

¹⁸ AML, Brief von Masaryková an Plečnik, 6.7.1927.

¹⁹ AML, Brief von Masaryková an Plečnik, 11.2.1926.

²⁰ AML, Brief von Masaryková an Plečnik, 15.12.1924.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

für die Antike und die slowakische Volkskunst, da er zwischen der historischen Entwicklung der Slowakei und seiner slowenischen Heimat Parallelen sah.²¹

Im Laufe der Zusammenarbeit begann die Präsidententochter einen erheblichen Einfluss auf das Umgestaltungskonzept des Architekten auszuüben. Davon zeugt die Tatsache, dass Plečnik sie als Mitautorin der Umgestaltungsmaßnahmen nennen wollte. Dieser Wunsch wurde jedoch von der Präsidententochter aufgrund der zunehmenden Emotionalisierung ihrer Beziehung und der daraus resultierenden Gefahr, dass die Umgestaltungsmaßnahmen unterbrochen würden, abgelehnt.²²

3.3 Bewahrung und ideologische Umwertung des Bestehenden. Umgestaltungskonzept der Südgärten

Die politische Umwertung des Burgkomplexes erforderte Gestaltungsstrategien, mit denen die neue politische Selbstverständlichkeit zum Ausdruck gebracht werden könnte. Um dieses Ziel zu erreichen, entwickelte Plečnik innerhalb und in der Nähe der Denkmäler ein architektursemantisches Konzept, durch welches der Prager Burg zugleich eine neue architektonische und politische Identität verliehen werden konnte. Dieses ist am deutlichsten bei der Umgestaltung der Südgärten (1920 - 27) ablesbar.

Die Südgärten, die aus dem terrassierten Paradiesgarten und dem Wallgarten bestehen, wurden im 16. Jahrhundert angelegt. 1562 ließ Erzherzog Ferdinand II. zwischen dem Herrscherpalast und der Neuen Schlossstiege Erde aufschütten und den Hang mit einer Stützwand sichern. An der Ostmauer ließ er ein Lustschlösschen, den so genannten Trompetenturm errichten. 1617 wurde an einer zur Stadt gerichteten Ecke der so genannte Matthiaspavillon errichtet, der als Aussichtsturm diente. Ende des 18. Jahrhunderts wurde im Paradiesgarten ein Brunnen in Kleeblattform hinzugefügt.²³ Beide letztgenannten Gartenschmuckelemente blieben bis 1920 an ihrer ursprünglichen Stelle erhal-

²¹ PRELOVŠEK Damjan, 1992, S. 131.

²² AML, Brief von Masaryková an Plečnik, 2.9.1925.

²³ VALENA Tomáš, 1986, S. 1486.

ten und wurden von Plečnik in sein endgültiges Konzept aufgenommen.

Mit dem sinkenden Interesse der Habsburger an der Prager Burg nahm auch die Pflege der Gärten ab. Während der Revolution 1848 wurde die Gartenmauer hochgezogen und mit Zinnen bekrönt. In die Mauer wurden zwei Basteien integriert, von denen während der Revolution die Aufständischen beschossen wurden. Das Terrain wurde eingeebnet und befestigt.²⁴ 1860 entstand an der Stelle der Gärten ein Englischer Park, in den die vorgefundenen Gartenschmuckelemente integriert wurden.

1918 befanden sich die Gärten in einem baulich gesehen tristen Zustand. Ihr unregelmäßiges Terrain, der heterogene Gartenschmuck und der militärische Charakter, der durch die Basteien und die hochgezogene Mauer evoziert wurde, entsprachen kaum den repräsentativen Ansprüchen.



Paradiesgarten, Westlicher Teil, Reste zweiarmiger Treppe, hist. Aufnahme, 1919.

Abb. aus: VALENA Tomáš, 1996, S. 259.

Beide Gärten sollten für den privaten Bedarf des Präsidenten, seiner Familie und der Gäste des Präsidenten umgestaltet werden.

²⁴ PRELOVŠEK Damjan, 1992, S. 131.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

Plečnik nahm den vorgefundenen Denkmalbestand zum Ausgangspunkt seiner Konzeption. Anstelle einer zweiarmigen Treppe, die im oberen Teil des Paradiesgartens freigelegt worden war, errichtete er eine monumentale Granittreppe.



Paradiesgarten, Granittreppe, 1920–27.

Abb. aus: Foto der Verfasserin.

Unterhalb der Granittreppe fand er eine Rasenfläche vor, auf der sich der barocke Brunnen in Kleeblattform befand. Da sich dieser im Hinblick auf die Neuschöpfung formalästhetisch nicht einfügen würde, versetzte ihn Plečnik in den Wallgarten. Plečnik rahmte die Rasenfläche mit einer Granitfassung ein, die er mit dem Podest der Granittreppe verband. In die Mitte des Rasens stellte er eine glatt polierte Granitschale, die von zwei Blöcken getragen wurde.²⁵ Innovativ ging er beim Transport der Granitschale vor. Da der Paradiesgarten von der Stadt durch eine Ziegelmauer getrennt war, konnte der Transport nicht erfolgen. Daher beschloss er, die Mauer in ihrem westlichsten Zipfel durchbrechen zu lassen und in der neu entstandenen Öffnung einen Eingang für die Öffentlichkeit einzurichten. Er wählte die Form eines schlichten Gittertors mit steinernem Sturz. In die Mitte des Eingangstors stellte er eine kannelierte Halbsäule aus Granit, die er mit dem Zitat eines dori-schen Kapitels abschloss.

²⁵ Laut Tomáš Valena diente Plečnik Karl Friedrich Schinkels Schale vor dem Alten Lustgarten in Berlin als Vorbild. Siehe hierzu: VALENA Tomáš, 1986, S. 1489, Anm. 22.



Paradiesgarten, Eingang, 1924/25.
Abb. aus: Foto der Verfasserin.

Mit dieser Lösung gelang Plečnik nicht nur die Verbindung von funktionalen und ästhetischen Absichten, sondern auch die von Masaryk geforderte künstlerische Vergegenständlichung der demokratischen Ideale. Der öffentliche Eingang in die bis zu diesem Zeitpunkt nur der Aristokratie zugänglichen Burg wurde damit zur Metapher des demokratischen Geistes. Vor dem Eingangstor errichtete Plečnik eine Aussichtsplattform, von dem aus die Prager Altstadt zu sehen war. Um dieses noch zu akzentuieren, errichtete er eine im barockisierenden Stil gehaltene Balustrade aus Sandstein. Mit der Verwendung historisierender Formen und Gestaltungsmittel wertete er die militärisch anmutende Ziegelmauer auf und verlieh dem Eingangsbereich einen repräsentativen Charakter.

Das Motiv einer Aussichtsstätte setzte Plečnik im Wallgarten weiter fort. Um den räumlichen Knick und die dadurch entstehende Achsenverschiebung zwischen Wallgarten und Paradiesgarten optisch zu markieren, versetzte Plečnik in diesen Teil den barocken Kleeblattbrunnen aus dem Paradiesgarten. Er ließ die zinnenbekrönte Gartenstützmauer abtragen. Inspiriert vom imposanten Ausblick auf die St.-Nikolaus-Kirche im Stadtviertel Kleinseite errichtete er das Kleine Bellevue. Auf eine Stützwand stellte er einen Pavillon, dessen Höhe der abgetragenen Ziegelmauer entsprach. Dadurch setzte er die Ziegelmauer weiter fort, die an dieser Stelle der Neuschöpfung zum Opfer fiel. Die gesamte Komposition des Kleinen Bellevue erinnert an einen antiken Tempel. Das Dach

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

des Kleinen Bellevues ruht auf acht kannelierten Granitsäulen mit Eierstabkapitellen.²⁶

Auch für den nächsten Aussichtspunkt wählte Plečnik die Gartenmauer und ihre Elemente als Ausgangspunkt der neuen Konzeption. Laut Wettbewerbsbedingungen sollten die in die Gartenmauer integrierten Basteien aus dem 19. Jahrhundert erhalten bleiben. Plečnik griff ihre ursprüngliche Form auf und wandelte die erste Bastei in eine halbkreisförmige Aussichtsterrasse um, von der aus das Stadtpanorama zu sehen ist. Seitlich der Terrasse trug er die Mauer fast gänzlich ab und errichtete an ihrer Stelle eine Pyramide, von der ursprünglich eine Treppe in einen unterhalb der Terrasse errichteten Wintergarten führte.²⁷



Wallgarten, Pyramide, 1923–25.
Abb. aus: Foto der Verfasserin.

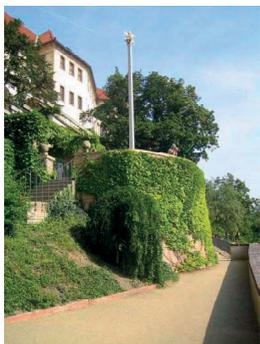
Aus räumlicher Sicht markierte die Pyramide den Quergang zwischen den Südgärten und dem III. Burghof.

Die zweite Bastei, Mährische Bastei genannt, war durch eine Mauer in zwei Teile geteilt. Diese Raumsituation nahm Plečnik zum Ausgangspunkt seines Konzeptes. Den kleineren, von drei Seiten geschlossenen

²⁶ Laut Damjan Prelovšek könnte als Motiv des Kapitells der im 6. Jahrhundert v. Chr. errichtete Dipteros auf Samos gedient haben. Siehe hierzu: PRELOVŠEK Damjan, 1992, S. 143.

²⁷ Zwischen 1963 und 1965 wurde die Aussichtsterrasse von den Architekten Adolf Benš und Richard Podzemný neugestaltet. Dabei wurden der Mosaikfußboden und die Steinbrüstung entfernt und durch ein Eisengeländer ersetzt. Der Wintergarten wurde beseitigt und die auf die Pyramide gerichtete Treppe versetzt. Siehe hierzu: VALENA Tomáš, 1996, S. 288, Anm. 26.

Raum überdachte er mit einer Holzpergola. In die Raummitte stellte er einen Granittisch. Den größeren, zur Stadt gerichteten Teil wandelte er in eine Aussichtsterrasse um, von der die unterhalb der Südgärten angelegten terrassierten Gärten erreichbar waren. Er trug das vorspringende zinnenbekrönte Mauerwerk ab, wodurch er einen Ausblick auf die Stadt gewann und gleichzeitig ermöglichte, dass die Mährische Bastei von der Stadt aus sichtbar wurde. Innerhalb der Bastei stellte er einen 10 Meter hohen Obelisk mit ionischem Kapitell auf, der von einer goldenen Kugel bekrönt wurde. Mit der Mährischen Bastei schloss Plečnik die Reihe der Aussichtspunkte entlang der Gartenmauer ab.



Wallgarten, Mährische Bastei, Obelisk, 1922/23.

Abb. aus: Foto der Verfasserin.

Neben der Öffnung des Wallgartens zur Stadt hin setzte sich Plečnik mit der Vereinheitlichung des unregelmäßigen Terrains auseinander. Um die steile Neigung zu beheben, ließ er partiell Erde aufschütten. Bei der räumlichen Gestaltung griff er auf zwei Elemente zurück: Den vorgefundenen Weg, der im 19. Jahrhundert entlang des Wallgartens angelegt worden war, und die historisch vorgegebenen Querachsen. An diesen Orientierungselementen ließ er hellen Sand anbringen und errichtete Wege, über die der Wallgarten von allen Seiten begehbar wurde. Die Knotenpunkte zwischen dem Gartenweg und den Querachsen markierte er mit Neuschöpfungen.

Die erste befindet sich an der bereits erwähnten Querachse, die von der Aussichtsterrasse bis zum III. Burghof führte. Auf diesem Weg findet man das unter der heutigen Gartenebene liegende Slawata-Denkmal, das an den Beginn des 30-jährigen Krieges erinnert. Der Obelisk mar-

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

kiert die Stelle, an die während des Prager Fenstersturzes 1618 der königliche Statthalter Slawata gefallen ist. Plečnik legte neben das Denkmal einen waagrecht liegenden Granitbalken, der sich parallel zum Weg befindet. Dadurch betonte er die Richtung des Gartens und erinnerte an das Bodenniveau während seiner Umgestaltung.



Wallgarten, Slawata-Denkmal, Granitbalken, 1925.
Abb. aus: Foto der Verfasserin.

Die nächste Kreuzung des Wallgartens befindet sich an der Mährischen Bastei. Diese Stelle betonte er mit dem Großen Bellevue, das er an einer aufgeschütteten Anhöhe unmittelbar unter der Südfassade der Burg errichtete. In seiner Gestaltung fasste er alle in den Südgärten auftretenden Themen und Motive zusammen. Wie bereits beim Kleinen Bellevue, diente auch beim Großen Bellevue der antike Tempel als Vorlage. Die verwendeten Gestaltungsmittel sind ein klares Indiz dafür. Auf eine individuelle Art variierte hier Plečnik das Motiv der klassischen Säule, deren Kapitelle er stark verfremdete.²⁸ Auf den antiken Charakter des Pavillons verweisen auch die hölzerne Kassettendecke und der Mosaikfußboden.

²⁸ Gemäß Damjan Prelovšek orientierte sich Plečnik an den altägyptischen Palmenkapitellen. Siehe hierzu: PRELOVŠEK Damjan, 1992, S. 143.

3.3.1 Architektursemiotisches Konzept

Plečnik ergriff Maßnahmen, durch deren Anwendung die Denkmäler sowohl politisch umgewertet als auch in einen neuen architektonischen Kontext eingefügt wurden. Demnach lassen sich in Plečniks Entwurfsmethoden drei Gestaltungsstrategien unterscheiden. Dabei handelt es sich zum einen um die integrierten Neuschöpfungen, die in das restaurierungsbedürftige Objekt eingefügt wurden, zum anderen um Additionen, die in der Nähe eines Denkmals errichtet wurden, und schließlich um reine Neuschöpfungen, die an der Stelle eines stark oder vollständig zerstörten Denkmals aufgestellt wurden.

Im Hinblick auf die politische Implikation wurde festgestellt, dass bei den reinen und integrierten Neuschöpfungen das Denkmal seine ursprüngliche, politisch negativ behaftete Konnotation verliert, indem der Ort durch die Neuschöpfungen ästhetisch neutralisiert wird. Dies wird besonders bei der Umgestaltung der beiden antibürgerlichen Basteien in Aussichtsterrassen deutlich sichtbar. Das moralische Bestreben des Architekten, auch den negativ behafteten Gartenelementen neue Würde zu verleihen und sie dadurch in das Gesamtkonzept zu integrieren, führt zu ihrer politischen Uminterpretation. Dank dieser Strategie wird die ursprünglich politisch negative Aussage der Basteien im neuen politisch-historischen Kontext in eine positive Aussage umgewandelt. Das politische Selbstverständnis der Demokratie wird durch die hinzugefügten ikonografischen Mittel bekräftigt und gerechtfertigt. Die materielle Existenz des geschichtlichen Zeugnisses bleibt jedoch durch seine Integration in die Neuschöpfung erhalten.

Bei den Additionen gewinnt der vorgefundene architektonische Bestand seine spezifisch ikonografische Bedeutung zurück. Die Erinnerung an das historische Geschehen wird wach gehalten und gleichzeitig eine architekturhistorische Botschaft zum Ausdruck gebracht. Im Unterschied zu den integrierten Neuschöpfungen steht hinter den Additionen eine von Plečnik beabsichtigte ikonografische Aussage. Die Ikonografie wird nicht zum Nebenprodukt der denkmalpflegerischen Maßnahme, sondern zu einem vom Architekten von Beginn an angestrebten Ziel. Die aus der Sicht der Hermeneutik verfolgten Ziele breiten sich von den funktionalen auf die historischen und ästhetischen Motivationen aus. Das Slawata-Denkmal, das den Ort des historisch bedeutenden Ereignis-

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

ses markiert, gewinnt durch die Addition an geschichtlicher Verantwortung, die für die Aufrechterhaltung der Erinnerung unverzichtbar ist. Im Hinblick auf die kontextuelle Einbindung des Denkmalbestandes bewahrte Plečnik bei den integrierten Neuschöpfungen die Denkmäler vor dem weiteren Zerfall und wertete sie ästhetisch auf. Zu dieser Gruppe gehören die Aussichtsterrasse mit Pyramide und die Mährische Bastei. Ihre ästhetische und funktionale Aufwertung bringt eine neue Wertsetzung mit sich. Das Aufgreifen ihrer Grundform führt zu einem schöpferischen Dialog zwischen dem vorgefundenen und dem hinzugefügten Bestand, ohne dass dabei der vorgefundene Bestand missachtet wird.

Analog zu integrierten Neuschöpfungen dienen reinen Neuschöpfungen und die Additionen der ästhetischen Aufwertung. Zusätzlich besitzen sie einen Erinnerungscharakter. Die Denkmäler wurden durch sie optisch betont und in einen neuen Raumkontext eingegliedert. Ein geeignetes Beispiel für eine Addition ist der Granitbalken beim Slawata-Denkmal, mit dem Plečnik die Erinnerung an dieses historisch bedeutende Ereignis wachruft. Dem repräsentativen Charakter des Paradiesgartens hätte ein mit Patina überzogenes Denkmal ästhetisch nicht gerecht werden können. Um den Repräsentationsanspruch zu erfüllen, fügte er diesem einen glatt polierten Granitbalken hinzu. Durch seine horizontale Positionierung machte er die Addition dem Denkmal symbolisch untertan. Auch mit dem grauen Farbton des Granits passte er sie optisch dem historischen Bestand an.

3.3.2 Repräsentation versus Demokratie?

Plečniks Vorliebe für antike Formen entsprach dem ästhetischen Anspruchs Masaryks, stand jedoch im Gegensatz zu den Vorstellungen der Funktionalisten, die ab der Mitte der 30er-Jahre des 20. Jahrhunderts eine führende Position in der Prager Architekturszene innehatten und ihren eigenen Begriff von Repräsentation der Demokratie predigten.

Eine poetisch gefärbte Beschreibung Plečniks und dessen singulärer Position unter den Prager Architekten formulierte sein späterer Nachfolger im Amt des Burgarchitekten, Pavel Janák:

„Unten [in Prag] bemüht man sich, die rationalste und vorteilhafteste Bauweise zu finden, hier [auf der Prager Burg], hier dagegen ist ein gewisser Jemand, der den Preis des Materials nicht zu kennen scheint und der gerade dessen Kostbarkeit besonders hoch schätzt, denn er baut nur mit den teuersten und ausgesuchtesten Baustoffen. Unten werden nur Gründe, Notwendigkeiten gesucht. Dieser Künstler, ganz eingenommen, denkt über die Abmessungen von Säulen nach. Unten ist zu hören: Berechnung, Aktivität, Organisation, Kalkulation, Nützlichkeit, Rentabilität. Hier eine Kunst, die nur reine Demut, reine Sachergebenheit aufweist.“²⁹

Neben Plečniks außerordentlichem Gespür für das Material lobte Janák auch sein Aufgreifen der bereits existierenden Stillformen, zwischen denen er sich frei bewegte und die er immer wieder aufs Neue erfand und erschuff. Durch die Verwendung traditioneller Materialien und Mittel gewinnt Plečniks Architektur, so Janák, an Zeitlosigkeit und Monumentalität.³⁰

Und gerade diese Merkmale waren den ‚unten‘ schaffenden Architekten ein Dorn im Auge. Die Prager Funktionalisten sahen die Verwendung der traditionellen Materialien als reine Geldverschwendung an, die im Gegensatz zu dem demokratischen Ideal der sozialen Gleichheit steht. Insbesondere die linksgerichteten Funktionalisten empfanden die Monumentalität und Hervorhebung der ästhetischen Werte als sozial ungerecht und unmoralisch, denn die für Repräsentationszwecke verwendeten finanziellen Mittel sollten der Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden. Der orthodoxe Marxist Karel Teige ging mit seiner Ablehnung der monumentalen Repräsentation noch weiter, indem er die Ansicht vertrat, dass die Betonung der Repräsentation den Demokratisierungsprozess der Gesellschaft bedrohen könne.³¹ So bezeichnete er den Monolith als eine bizarre kapitalistische Erfindung und seinen Schöpfer Plečnik als das größte Unglück, das die tschechische Architektur je hätte erfahren können.³² Damit meinte Teige nicht nur seinen verschwenderischen und damit undemokratischen Umgang mit den kostbaren Materialien, sondern auch seine künstlerische Individualität und Originalität, die er als unzulässige kapitalistische Überbleibsel bezeichnete.³³

²⁹ JANÁK Pavel, 1928, S. 97. Zitat aus: ŠLAPETA Vladimír, 1987, S. 100.

³⁰ JANÁK Pavel, 1928, S. 98.

³¹ ŠVÁCHA Rostislav, 1996, S. 33.

³² PRELOVŠEK Damjan, 1995, 111–112.

³³ Zitat aus: ŠVÁCHA Rostislav, 1996, S. 33.

Was die Funktionalisten unter einer demokratischen Umgestaltung der Prager Burg verstanden haben, zeigt der Aufsatz *O účelnosti architektury* [Über die Zweckmäßigkeit der Architektur] von Josef Chochol. Chochol bezeichnete die Burg als einen Beweis der Machtverhältnisse und ein Objekt der Sentimentalität, deren Zweckmäßigkeit ein negativer Wert sei. Die Pflege dieses negativ behafteten Objektes fordere hohe Kosten, die für soziale Zwecke genutzt werden könnten. Das Einfügen eines modernen Zweckes in ein nicht modernes Gebäude zerstöre das Original. Dadurch würden nicht nur hohe Summen geopfert, sondern auch die Originalität des Objektes zerstört. Deswegen sollte die Frage gestellt werden, bis zu welchem Maße ein derartiges Vermächtnis der Vergangenheit gepflegt werden sollte.³⁴

Und Chochol will auch gewusst haben, welcher Stil für einen demokratischen Bau geeignet sei. In seinem Essay *K demokratizaci architektury* [Zur Demokratisierung der Architektur] berief er sich auf das Werk Masaryks *Ideály humanitní* [Humanitäre Ideale], in dem der Präsident bereits vor dem Ersten Weltkrieg den Unterschied zwischen dem demokratischen und dem aristokratischen Prinzip reflektierte.³⁵ Chochol definierte die demokratische Architektur als eine nicht aristokratische, in der die Unterschiede der traditionellen Hierarchie zwischen den hohen und den niedrigen Werten nicht erschienen. Eine demokratische Architektur würde auf die Nachahmung des monumentalen Pathos historisch vorangegangener Epochen verzichten.³⁶

Auch andere funktionalistische Architekten verwendeten Masaryks Schriften als Grundlage ihrer architekturtheoretischen Positionen. In ihrem Manifest *Bez pozláceného vozu* [Ohne den vergoldeten Wagen], mit dessen Titel sie an Masaryks Erinnerungen über seine Ankunft in Prag im Jahre 1918 anspielten,³⁷ formulierten sie ihre Vorstellungen über den demokratischen Ausdruck in der Architektur. Sie distanzieren sich vom kirchlich-monarchistischen Dekorativismus, der die Bürger an die mittelalterliche Unterdrückung erinnern würde. Die Gegenwart würde nicht die Anklänge der feudalen Vorbilder vertragen und deshalb müsse die demokratische Gesellschaft die schlichte Schönheit entde-

³⁴ CHOCHOL Josef, 1929–30, S. 88.

³⁵ MASARYK Tomáš Garrigue, 1990 (b), S. 99–104.

³⁶ CHOCHOL Josef, 1924, S. 1–5.

³⁷ "Bei der Fahrt durch das grüßende Prag bediente ich mich des demokratischen Automobils und vermied es, in dem alten vergoldeten Wagen zu fahren, der die vergangenen Zeit charakterisiert." Zitat aus: MASARYK Tomáš Garrigue, 1925, S. 493.

cken. Die Bürger müssten ehrlicher sein, damit sie zu einem konstitutiven Element eines modernen, demokratischen Staates werden könnten.³⁸

Obwohl Masaryk für die Prager Funktionalisten zum ideologischen Vorbild wurde, entsprachen ihm ihre Positionen nicht. In seinen Vorstellungen zu demokratischer Architektur griff er auf die bereits erwähnten Maximen seiner ethischen Demokratiekonzeption zurück. Seinen philosophischen Thesen folgend, stellte für ihn die Idee die Grundlage jeglicher Materie und Form dar. Die Ideen der Wahrheit und des Guten sollten die Architektur von der Lüge als Paraphrase des Absolutismus befreien. Durch die bauliche Umgestaltung sollte die Wahrheit als Sinnbild des demokratischen Staates in der Architektur deutlich werden.

Diese Auffassung vertrat auch die Präsidententochter Alice Masaryková, die die Umgestaltung der feudalistischen Burg in eine demokratische als Paraphrase der Befreiung von einer Lüge bezeichnete.³⁹ Gleichzeitig wies sie aber darauf hin, dass ein demokratischer Architekturstil keine vorhandenen historischen Stile beeinträchtigen dürfe. Sie plädierte für eine ununterbrochene Kontinuität der Geschichte und erklärte die Demokratie zur höchsten und einzigen Form der Aristokratie.⁴⁰ Um die stilistische Anknüpfung an den historisch überlieferten Bestand sichern zu können, sollten in die Architektur der Aristokratie die ikonografischen Mittel der Demokratie und der neuen Staatsform integriert werden. Die funktionalistischen Forderungen nach einem radikalen Bruch mit der negativ konnotierten Geschichte lehnte sie ab. Die Präsidententochter wollte, dass die Beständigkeit der Demokratie durch die Verwendung edler und beständiger Materialien repräsentiert wird. Der Einsatz von Granit sollte Plečnik helfen, demokratische Formen zu finden, denn das Material würde das Erkennen der grundlegenden Zeichen und Formen fördern.⁴¹ Ihre Bewunderung für die Ägypter, die mit Gra-

³⁸ O. V. [Red. *Společnost Architektů*], Artikelausschnitt, 1926, S. 23.

³⁹ AML, Brief von Masaryková an Plečnik, 14.8.1921.

⁴⁰ AML, Brief von Masaryková an Plečnik, undatiert.

⁴¹ AML, Brief von Masaryková an Plečnik, undatiert.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

nitmonolithen monumentale Konzeptionen erreicht hatten, bestätigte sie in ihrer Überzeugung.⁴²

Bei der Alice Masaryková und Plečnik lassen sich in der Frage nach der Repräsentation der Demokratie Parallelen finden, auch wenn sich diese in ihrem ursprünglichen Ansatz unterscheiden. Assoziierte die Präsidententochter mit der materiellen Beständigkeit die unbegrenzte Dauerhaftigkeit der Demokratie, setzte Plečnik die Nachhaltigkeit mit einem religiösen und ästhetischen Anspruch gleich:

„Vsaka arhitektura teži za tem, da ustvari nekaj večnega, nekaj za vekov veke. Večnost, t. j. dosega lepote; hrepenenje po njej je v vsakem nakazano, po lepti mislim, ki me obseva v trenutkih, ko ustvarjam. V tej večnosti sami po sebi vidim že potrđilo religije.“⁴³

[Jede Architektur strebt danach, dass sie etwas Ewiges, etwas für die Zeiten aller Zeiten schafft. Die Ewigkeit, das heißt das Erlangen der Schönheit und die Sehnsucht nach ihr, ist jedem eigen. Die Schönheit bestrahlt mich in Augenblicken, in denen ich die Architektur schaffe. In der Ewigkeit sehe ich die Bestätigung der Religion.]

Plečniks Repräsentationsbegriff zeigt Parallelen zu den theoretischen Stellungnahmen von Louis I. Khan, nach dem die Monumentalität in der Architektur eine geistige Qualität ist, die die Empfindung von Ewigkeit vermittelt.⁴⁴ Auch in den Auffassungen zeitgenössischer theoretischer Positionen findet man Übereinstimmungen. Laut Ákos Moravaszky kann die monumentale Architektur die Größe des Bauwerkes versinnbildlichen, aber auch als Speicher der Erinnerung fungieren. Beide Eigenschaften lassen sich nicht voneinander trennen. Um Erinnerung zu wecken, muss das Objekt klar erkennbar sein und aus seiner Umgebung hervortreten. Beständigkeit ist eine Notwendigkeit, wenn Monumente an historische Ereignisse erinnern sollen.⁴⁵ Nach Moravaszkys Definition findet Plečniks Umgestaltungskonzept seine Berechtigung, insbesondere wenn der historische Kontext der Umgestaltung berücksichtigt wird. Allerdings bewegt sich Plečnik mit seiner These der Legitimierung des Reichtums für einen Auserwählten der Nation auf einem schmalen Pfad, der in Richtung Personenkult führt

⁴² AML, Brief von Masaryková an Plečnik, undatiert.

⁴³ GRABRIJAN Dušan, 1968, S. 80.

⁴⁴ MORAVASZKÝ Ákos, 2003, S. 436.

⁴⁵ MORAVASZKÝ Ákos, 2003, S. 365.

und mit der ethischen Demokratiekonzeption von Masaryk nur wenig gemeinsam hat.

3.4 Dialog der Denkmalwerte. Umgestaltungskonzept des III. Burghofes

Die Herausforderung von Plečniks Auftrag war, dem vielschichtigen Burgkomplex eine zeitgemäße architektonische Identität zu verleihen, ohne die Spuren des vorgefundenes Zustandes zu verwischen. Plečniks selbstbewusstes Bekenntnis zum modernen Kunstwillen und seinem spezifischen Kanon der Denkmalwerte wird in der Umgestaltung des III. Burghofs am deutlichsten sichtbar.



III. Burghof, 1927–32, Luftaufnahme.
Abb. aus: Ausstellungskatalog, 1996, S. 335.

3.4.1 Gestalterisches Konzept

Der III. Burghof ist ein von allen Seiten eingefasster Raum. Im Norden befindet sich die Südflanke des St.-Veits-Doms, im Süden der Südflügel, im Westen der Mittelflügel und im Osten die Westfront des Alten Kö-

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

nigspalastes. Im Frühmittelalter befand sich hier ein Gelände in Hanglage mit profanen und sakralen Holzbauten. Im 14. Jahrhundert wurde der Hang eingeebnet und ein Hof mit zwei Teilflächen errichtet. Sie wiesen unterschiedliche Höhenniveaus auf und wurden durch eine Stützmauer getrennt. 1573 wurde im südöstlichen Teil des Burghofes das Reiterstandbild des Heiligen Georg aufgestellt. 1663 wurde er Bestandteil eines Sandsteinbrunnens. 1761 wurde er ohne Fischkasten zur Brüstungsmauer des III. Burghofes transloziert. An dieser Stelle befand er sich bis zum Beginn der Umgestaltung des Burghofes. Der Fischkasten des barocken St.-Georg-Brunnens diente als Wasserbecken des Adlerbrunnens, der 1762 vor dem Eingang des Alten Königspalastes errichtet wurde. In das Becken wurde eine toskanische Säule gestellt, die ursprünglich von einem Adler bekrönt wurde. Der Portikus vor dem Brunnen wurde 1762 von Nicola Pacassi errichtet.⁴⁶ Das Erscheinungsbild des III. Burghofs blieb von der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bis 1918 unverändert.



III. Burghof vor 1925, St.-Georg-Brunnen, hist. Aufnahme.
Abb. aus: VALENA Tomáš, 1996, S. 275

Nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik sollte der III. Burghof repräsentative Funktionen übernehmen. Der geteilte Hof mit unterschiedlichen Niveaus konnte diesem Anspruch nicht gerecht wer-

⁴⁶ KOTRBA Viktor, 1969, S. 9–21.

den und musste deswegen neu gestaltet werden. Ab dem Frühjahr 1920 wurden auf dem III. Burghof die Wasserleitungen und die elektrischen Leitungen verlegt. Während der Bauarbeiten wurde unter dem Hofniveau eine einschiffige romanische Kirche gefunden und freigelegt.

Der bedeutendste Befund war das Mauerwerk der einschiffigen Kirche des Heiligen Bartholomäus, die mit angegliederten Gebäuden im östlichen Teil des Burghofs entdeckt wurde. Seinerzeit galt sie als das älteste sakrale Bauwerk auf der Prager Burg. Um ihren Zerfall zu vermeiden, sollte sie *in situ* konserviert und der Fachöffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Im Umgestaltungskonzept musste dieser denkmalpflegerische Anspruch berücksichtigt werden.

Im Hinblick auf die repräsentative Funktion des III. Burghofes setzte Plečnik den Schwerpunkt auf eine monumentale Wirkung. Gleichzeitig setzte er die Idee einer räumlichen Vereinheitlichung der Burg weiter fort. Der III. Burghof sollte zum feierlichen Vorraum für die Besucher der Burg und der Gärten werden.⁴⁷ Diesem Gedanken ordnete er sein Konzept unter und ließ die gesamte Hoffläche einebnen und die trennende Stützmauer abreißen. Damit überwand er die Niveauunterschiede und gewann einen einheitlichen Platz. Die kleinformatigen Pflastersteine ersetzte er durch großformatige Platten von 100 x 100 cm, die er mit dunklen Granitsstreifen mit einer Breite von 50 cm rhythmisierte.

Das Niveau des Burghofes wurde mit Rücksicht auf die archäologischen Befunde gewählt. Um sie zu schützen, legte Plečnik über die Ausgrabungsstätte eine Eisenbetonplatte, die von Stützen getragen wurde. Damit entstand ein Unterraum mit schmalen Korridoren, mittels derer die Besichtigung der einzelnen Bauwerke ermöglicht wurde.⁴⁸ Aufgrund der Überdachung musste das ursprüngliche Niveau im Nordosten des Hofes angehoben werden. Damit wurde ein Teil der Fassade des Alten Königspalastes und des Adlerbrunnens durch die Pflasterung verdeckt. Um den Brunnen zu bewahren, unterbrach Plečnik vor ihm die Pflaste-

⁴⁷ MALÁ Věra und PRELOVŠEK Damjan, 1996, S. 608.

⁴⁸ Eine ähnliche Lösung findet sich auch im Nationalmuseum für Römische Kunst in Merida in Spanien. Der Architekt Raphael Moneo ließ 1985 über den Ruinen der einstigen römischen Stadt ein Museum errichten. Zwischen seiner und Plečniks Lösung bestehen Gemeinsamkeiten. Beide zogen die historischen Artefakte in die moderne Konstruktion mit ein, ließen jedoch beiden ihre Autonomie. Mehr zu Moneo, in: STERN Robert A. M., 1990, S. 138.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

ung und umrahmte ihn mit einer halbkreisförmigen Mauer. Das korinthische Kapitell der Brunnenssäule versah er mit einer vergoldeten Kugel, aus der fünf Wasserstrahlen fließen. Damit erreichte er eine optische Aufwertung und bewahrte gleichzeitig die Erinnerung an das ursprüngliche Hofniveau.



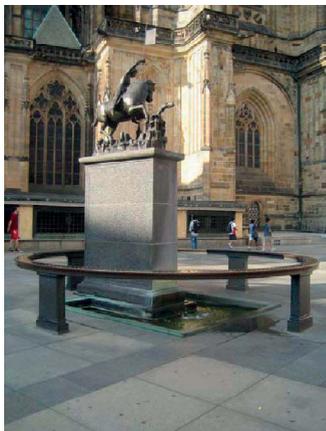
III. Burghof, Adlerbrunnen.

Abb. aus: Foto der Verfasserin.

Der St.-Georg-Brunnen wurde in Folge seiner Translozierung während der Hofumgestaltung zerstört. Deswegen stellte Plečnik das Reiterstandbild auf einen Dioritsockel. Die Statue setzte er in ein kleines Bassin, das mit einem auf vier Sockeln ruhenden runden Geländer aus Bronze versehen wurde. Mit dieser Lösung wollte Plečnik den Brunnen in den neuen Rahmen der Burg integrieren und den Kunstwert des Reiterstandbildes pietätvoll aufwerten.⁴⁹

⁴⁹ APH, H 3049/47 Sochy [Statuen], Bericht der Präsidentenkanzlei, 30.11.1928.

Zuzana Güllendi-Cimprichová



III. Burghof, St.-Georg-Brunnen, Blick auf St.-Veits-Dom. Brunnen
Abb. aus: Foto der Verfasserin.

Ein wichtiges gestalterisches Element in der Hofkomposition ist der Obelisk, der als Symbol der neuen Staatlichkeit gilt. Er wurde auf einem niedrigen glatten Stylobat aufgestellt.⁵⁰



III. Burghof, Obelisk, Blick auf die Alte Probstei und St.-Veits-Dom.
Abb. aus: Foto der Verfasserin.

⁵⁰ APH, S 495/32 Monolit, Plečniks Brief an einen ungenannten Ministerialrat, 14.5.1925.

Die Wahl des Aufstellungsortes berührte einen archäologischen Befund, der während der Grabungen zutage kam. Im Südwesten des Hofes wurde das Grab eines unbekanntem böhmischen Kriegers aus dem 9. Jahrhundert entdeckt. Der Befund wurde eine archäologische Sensation, denn es handelte sich um das älteste Grab auf der Prager Burg. Plečnik nahm den Befund als Anregung in seine Konzeption auf. Auf Wunsch von Präsident Masaryk sollte der Obelisk ein Mahnmal für die tschechischen und slowakischen Soldaten werden, die im Ersten Weltkrieg für eine unabhängige Tschechoslowakei gefallen waren. In seinem teilweise hohlen Betonfundament sollte das Grab des unbekanntem Soldaten errichtet werden. Plečnik entschied sich für eine Metapher und stellte das Mahnmal an der Stelle des archäologischen Befundes auf. Der 15,6 Meter lange Monolith wurde er auf einem Stylobat aufgestellt. Nach dem Vorbild ägyptischer Obeliskensollten in seinem unteren Bereich drei Inschriften zur Ehre Gottes angebracht werden.⁵¹ Diese wurden jedoch nie ausgeführt.⁵² Die feierliche Enthüllung fand am 28. Oktober 1928 anlässlich des 10-jährigen Staatsjubiläums statt.

3.4.2 Denkmalpflegerisches Konzept

Mit der Entdeckung der archäologischen Denkmäler nahm der III. Burghof einen neuen kunsthistorischen Stellenwert ein. Er wurde zu einem komplexen Denkmal, das mehrere Spuren trug. Plečnik war in ein Dilemma geraten, bei dem er eine historische Schicht zugunsten einer anderen preisgeben musste. Er entschied sich für eine konsequente Konservierung der Ausgrabungen und gleichzeitig eine Nivellierung der Burghoffläche. Dadurch wurde der historische Quellenwert der ältesten Schichten bewahrt, der Alterswert des III. Burghofes hingegen verletzt.

⁵¹ PRELOVŠEK Damjan, 1992, S. 135.

⁵² Der vergoldete pyramidale Abschluss wurde im Jahre 1996 im Rahmen der Ausstellung „Josip Plečnik. Architektura pro novou demokracii“ [Architektur für die neue Demokratie] hinzugefügt.

Bei der Suche nach den Motiven für dieses Vorgehen soll an zwei architektonische Maximen Plečniks erinnert werden. Zum einen ist hier der emotional geprägte Respekt vor den sakralen Denkmälern zu nennen, zum anderen die didaktische Vermittlung ihrer geschichtlichen Inhalte. Die religiöse Ehrfurcht vor einem geweihten Ort verpflichtete Plečnik zum Schutz der entdeckten Kirchen durch eine Überdachung. Durch dieses Vorgehen betonte er die Verbundenheit der Menschen mit Gott. Die Kirchen wurden gleichzeitig zum Medium des Geschichtsverständnisses, dank dem die Baugeschichte der Prager Burg greifbar wurde. Der materielle Zustand der Ausgrabungen war für Plečnik nicht relevant. Vielmehr stand ihr Urkundenwert im Vordergrund. Die Relikte der mittelalterlichen Kirchen stellte er in einem Lapidarium aus, das sich noch heute unter dem Südturm des St.-Veits-Doms befindet. Sie wurden pietätvoll aufbewahrt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Gleichzeitig wurden sie in ein neues architektonisches Konzept integriert. Die Wahl einer bau- und kirchengeschichtlich prominenten Stelle unterstrich den hohen Stellenwert, den ihnen Plečnik zugeschrieben hatte.

In seinem Konzept zeigte Plečnik seine ausgesprochene Sensibilität für die symbolische und historische Bedeutung des III. Burghofes, machte dabei aber an dessen Alterswert Zugeständnisse. Die Betrachtung seines Vorgehens im Spiegel der denkmalpflegerischen Theorien wird zur Klärung seines Denkmalverständnisses beitragen können.

Gemäß Alois Riegl reichen die Anfänge des Denkmalkultus bis ins Altertum, als die Menschen Interesse am Schutz von Denkmälern fanden. Ihre Pietät galt jedoch nicht dem Menschenwerk, sondern der Gottheit, die in der vergänglichen Form ihren Wohnsitz genommen hatte. Damit erhoben sie Anspruch auf die Unvergänglichkeit ihres Gegenwartswertes, der die sinnlichen Bedürfnisse befriedigte, gleichzeitig aber in Konflikt mit dem Alterswert geriet.⁵³ Auch der historische Wert und der Neuheitswert stehen in Konkurrenz mit dem Alterswert. Damit das Denkmal als Urkunde seiner Entwicklung fungieren kann, muss es im Originalzustand überliefert werden.

⁵³ HLOBIL Ivo, 2003, S. 26.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

Riegls Theorien lassen sich an Plečniks Vorgehen verfolgen. Er sicherte die Ausgrabungen vor dem weiteren Verfall, wodurch er seinen persönlichen Erhaltungsanspruch und die Forderung der Archäologie erfüllte. Dadurch bewahrte er den historischen Wert der ältesten Denkmäler, zerstörte aber gleichzeitig den Alterswert der Burghofffläche. Auch dem Urkundenwert ordnete er sein Konzept unter. Die negativen gestalterischen Konsequenzen der Maßnahme beseitigte er mit einer nivellierten Hofffläche, deren Höhenniveau von der Höhe des Schutzdachs über den Ausgrabungen bestimmt war. Den Prinzipien eines modernen Kunstwillens folgend, verwendete er großformatige Platten, die sich formal und materiell von den vorgefundenen Kopfsteinpflastern unterschieden. Damit distanzierte er sich stilistisch von der vorgefundenen historischen Situation.

Auch bei der Neugestaltung des St.-Georg-Brunnens ordnete er sich dem historischen Wert des Denkmals unter. Das Reiterstandbild stellte er auf einem dunklen Dioritsockel auf, der farblich mit der von Patina überzogenen Bronzestatue korrespondierte. Das kreisförmige Brunnen-
geländer verwendete er als eine architektonische Metapher, mit der er an das runde barocke Sandsteinbecken erinnerte.

Aus den bisherigen Beschreibungen ergeben sich Wertkategorien, die Plečniks schöpferischen Umgang mit dem III. Burghof bestimmt haben. Plečnik setzte innerhalb von Riegls Denkmalwerten Prioritäten und brachte sie nach eigenem Ermessen miteinander in Verbindung. Sein fundamentales Kriterium war die Erhaltung des Denkmals als Geschichtsdokument, das er zum Synonym der historischen Wahrheit erklärte. Seinem ethischen Anspruch folgend, mied er den Eingriff in die historische Substanz. Er nahm das Denkmal als einen materiellen Beweis der historischen Kontinuität wahr und postulierte es zum Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Um seinen hohen Stellenwert künstlerisch auszudrücken, erklärte er die historische Bausubstanz zum konstitutiven Bestandteil des Neukonzeptes. Doch Plečnik interessierte sich nicht ausschließlich für die Präsentation des Denkmals als historisches Dokument. Der repräsentativen Funktion

des III. Burghofes folgend, erhob er auch einen hohen Anspruch auf die Gegenwartswerte. Er wehrte sich gegen die Musealisierung des Burghofes und gestaltete ihn nach dem Prinzip des modernen Kunstwillens weiter aus. Zugunsten der ästhetischen und funktionalen Aufwertung des Burghofes nahm er jedoch einen partiellen Substanzverlust in Kauf und missachtete damit die historische Situation des Burghofes. Der historische Quellenwert der Ausgrabungen wurde zum Knotenpunkt, von dem aus sich die weiteren Veränderungsprozesse des III. Burghofes entwickelten. Zugunsten seiner Erhaltung wurde die historische Aussagekraft der Burghoffläche beeinträchtigt und der Alterswert verletzt. Auch die Gegenwartswerte wurden in Übereinstimmung mit dem historischen Wert umgesetzt. Obwohl sie als eine eigenständige Kategorie auftraten, ordneten sie sich dem historischen Wert der ältesten Schichten unter.

Bei der Klärung der Frage, warum gerade der historische Wert der Ausgrabungen alle weiteren Werte bestimmte, wird der Hinweis auf ihre einstige Funktion weiterhelfen. Den Denkmälern mit sakralem Inhalt verleiht Plečnik den Status einer absoluten Unberührbarkeit. Das intakte Original wird zum Synonym des Wahren und Göttlichen.

Plečnik erhob einen Absolutheitsanspruch an eine substanzgebundene Überlieferung der sakralen Denkmäler und stellte eine neue Kategorie in den Kanon von Riegls Denkmalwerten: den sakralen Wert. In Bezug auf Riegls Denkmalwerte verhält sich dieser zugunsten des historischen Wertes. Durch seine Vorangstellung werden die ältesten sakralen Bauwerke zu einer Instanz, die die weitere gestalterische Entwicklung des III. Burghofes vorgaben.

4. Schlussbetrachtung

Die anfangs aufgeworfene Kernfrage nach den Strategien, mit denen Plečnik die politischen, ästhetischen und denkmalpflegerischen Ansprüche des Umgestaltungskonzeptes erfüllte, barg, wie es in den vorherigen Kapiteln herausgearbeitet wurde, in sich grundlegende Probleme. Das größte Problem stellte sich bei der politischen Signifikanz des Umgestaltungskonzeptes. Masaryk und Plečnik waren sich über die politi-

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

sche Begründung der Burgarchitektur einig: Der demokratische Charakter der Prager Burg könne am klarsten durch das Formenvokabular der griechischen Antike vermittelt werden. Die Forderung der Präsidententochter Alice Masaryková, die antiken Formen mit den Motiven der slowakischen Volkskunst zu kombinieren und damit die Grundlage für eine genuin slawische demokratische Kunst zu schaffen, beeinflussten den Formfindungsprozess Plečniks. Auch ihr Anspruch, die politische Bedeutung der Prager Burg durch höchstmögliche Materialqualität zum Ausdruck zu bringen, entsprach Plečniks Traditionalismus, provozierte aber die Prager Funktionalisten. In Anbetracht des kontroversen architektur-politischen Diskurses stellte sich die Frage, inwiefern Plečnik den Anspruch einer demokratischen Architektur erfüllte.

Um den einstigen Sitz der Habsburger politisch umzuwerten, entwickelte Plečnik innerhalb und in der Nähe der Denkmäler ein architektursemiotisches Konzept. Im Hinblick auf seine politische Implikation wurde festgestellt, dass die neue semiotische Funktion der Denkmäler durch Hinzufügung allgemein verständlicher ikonografischer Symbole gesichert wurde. Mit der Umsetzung dieses Konzeptes stieß Plečnik auf Unverständnis der Funktionalisten, die eine Umwertung eines politisch negativ konnotierten Vermächtnisses der Vergangenheit für ausgeschlossen hielten. Unter einer demokratischen Architektur verstanden sie die kostengünstige Erfüllung funktionaler Bedürfnisse, in der die Repräsentation nicht auf Kosten der Allgemeinheit dargestellt werden durfte. Demzufolge fassten sie die monumentale Konzeption der Prager Burg als undemokratisch auf.

Plečniks persönliche Kriterien für eine demokratische Architektur der Prager Burg waren Allgemeinverständlichkeit und Monumentalität, aus der eine quasi religiöse Stilisierung von Masaryks Regierung hervorging. Diese religiöse Stilisierung machte sein Konzept jedoch strittig. In der Frage nach der Gestaltung der politischen Repräsentation richtete sich Plečnik nach den Vorgaben der Präsidententochter. Die Burg sollte in eine heilige slawische Akropolis umgestaltet werden und die sakrale Weihe des Befreierpräsidenten ausstrahlen. Plečnik richtete sein Umgestaltungsprogramm auf die Erfüllung dieses Anspruchs, wandelte jedoch im Verlauf der Umgestaltungsmaßnahmen seine Strategien der

politischen Ikonografie um. Am Anfang setzte er den Schwerpunkt auf die Verwendung einer allgemein verständlichen, nationalen Symbolik. Später reduzierte er diese und verwendete Motive und Mittel, die die göttliche Vollkommenheit von Masaryks Regierung suggerieren sollten. Um die Frage nach den demokratischen Inhalten in Plečniks Architektur entschlüsseln zu können, soll hier der Blick auf die Kritik der nationalsozialistischen Besatzer über das Konzept des III. Burghofes gerichtet werden. Trotz der monumentalen Konzeption des Burgzentrums forderten sie die Entfernung von Plečniks Neuschöpfungen, in denen sie zu Recht eine nationale Symbolik vermuteten. Mit ihrem Misstrauen zeigten sie, dass sich die Bedeutung von Plečniks Konzept nicht aus den monumentalen Gestaltungsmitteln, sondern aus den ikonografischen Zeichen ableiten ließ. Nicht die Form, sondern das allgemein verständliche Symbol wurde zum Bedeutungsträger von Masaryks politischer Botschaft der Demokratie. Die ethnografischen Motive und traditionellen Materialien verfeinerten die monumentale Komposition und verliehen der Burgarchitektur einen lokalspezifischen Charakter, mit dem sich die Bürger der Tschechoslowakischen Republik identifizieren konnten.

Unter dem Aspekt des Entwerfens im historischen Bestand findet im Spiegel der zeitgenössischen Denkmaltheorien Plečniks Hierarchisierung der Denkmalwerte Berechtigung. Auch Georg Mörsch hat darauf hingewiesen, dass in der praktischen Behandlung der Denkmale die Differenzierbarkeit des Denkmalbegriffs zulässig und zum Teil notwendig ist. Eine starre Einteilung der Denkmäler in Gruppen ist in der heutigen Denkmalpraxis nicht mehr möglich.⁵⁴

Auch Plečnik erkannte, dass ein eng geschnürter Denkmalbegriff beim Umgang mit der vielschichtigen Prager Burg überholt war. Deshalb entschied er sich für eine geschichts- und ortsspezifische Differenzierung der Denkmalwerte. Beim Umgang mit den ideologisch negativ besetzten Denkmälern war Plečnik seiner Zeit voraus. Sein architektursemiotisches Konzept weist Eigenschaften auf, die Norbert Huse ein halbes Jahrhundert später als Leitfaden für die Pflege so genannter unbequemer Denkmäler formulierte. Der Zeugniswert der Objekte wird

⁵⁴ HUSE Norbert, 1996, S. 241-242.

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

zum Kriterium, das den weiteren Umgang mit dem negativen Erbe bestimmt.

Die Aktualität von Plečniks Konzept wird auch in der Weiterentwicklung des Denkmalbestandes erkennbar. Folgt man Johannes Cramer und Stefan Breitling, stehen das Bewahren und die Weiterentwicklung des Bestehenden nicht im Konflikt. Das Neue wird als Schicht, als eine von vielen unterschiedlichen Spuren in der Zeit gesehen. Dabei können bestimmte historische Abläufe gestalterisch hervorgehoben werden. Welche das sind, richtet sich nach der individuellen Einstellung des Architekten zur Geschichte.⁵⁵ Plečnik hob in seinem Konzept diejenigen bauhistorischen Entwicklungsstufen hervor, in denen die positiven Erinnerungswerte der Prager Burg am dichtesten vertreten waren. Durch ihre Einbettung in einen zeitgenössischen architektonischen Kontext erreichte er die Synthese von Vergangenenem und Neugeschaffenem, die eine weitere Bauschicht der Prager Burg darstellt.

Plečnik erkannte, dass eine zeitgemäße und zugleich politische Architektur nur in der Anknüpfung an die historische Architekturtradition und unter Verwendung identitätsstiftender ikonografischer Zeichen möglich ist. Deswegen wählte er zum Leitbild seiner Konzeptionen die Erinnerungswerte, deren Hervorhebung seine Handlungen rechtfertigte und die bauhistorische Kontinuität der Denkmäler sicherte. Die gegenwärtigen Diskussionen über die Grundsatzfragen in der Denkmalpflege zeigen, dass er mit seinen intuitiven und auf Gefühl und Ehrfurcht basierenden Umgestaltungsmethoden eine neue Richtung in der Denkmalpflege des 20. Jahrhunderts einschlug.

5. Literatur und Quellen:

CHOCHOL Josef: K demokratisaci architektury [Zur Demokratisierung von Architektur], in: Časopis československých architektů, XXII. Jg., Nr. 1, 1924, S. 1–5.

CHOCHOL Josef: O účelnosti památek [Über die Zweckmäßigkeit der Denkmäler], in: Stavba, VIII. Jg., 1929/30, S. 86–88.

⁵⁵ CRAMER Johannes und BREITLING Stefan, 2007, S. 99-100.

- CHOTĚBOR Petr und HUCEK Barbara: Die Prager Burg. Detaillierter Kunstführer, Prager Verlag, Praha, 1994, 183 S.
- CRAMER Johannes und BREITLING Stefan: Architektur im Bestand. Planung. Entwurf. Ausführung, Birkhäuser Verlag Basel/Boston/Berlin, 2007, 221 S.
- GRABRIJAN Dušan: Plečnik in njegova šola [Plečnik und seine Schule], Obzorja, Maribor, 1968, 221 S.
- HALMANOVÁ Klára: Pražský hrad ve fotografii: 1900-1939 [Die Prager Burg in der Fotografie: 1900-1939], Nakladatelství Kant, Praha, 2006, 178 S.
- HLOBIL Ivo und KRUIS Ivan (Hrsg.): RIEGL Alois: Moderní památková péče [Der moderne Denkmalkultus], Národní památkový ústav, Praha, 2003, 172 S.
- HUSE Norbert (Hrsg.): Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten, 2. Auflage, C. H. Beck Verlag München, 1996, 256 S.
- JANÁK Pavel: Josef Plečnik v Praze [Josef Plečnik in Prag], in: Volné směry, XXVI. Jg., Nr. 4, Praha, 1928, S. 97–108.
- JANÁTKOVÁ Alena: Barockrezeption zwischen Historismus und Moderne. Die Architekturdiskussion in Prag 1890–1914, gta Verlag, Zürich, Gebr. Mann Verlag, Berlin 2000, 214. S.
- KOTĚRA Jan: O novem umění [Über die neue Kunst], in: Volné směry, IV. Jg., Praha, 1898/99, S. 189–202.
- KOTĚRA Jan: Jože Plečnik, in: Volné směry, VI. Jg., Nr. 5, Praha, 1902, S. 91–106.
- KOTRBA Viktor: Die Bronzeskulptur des hl. Georg auf der Prager Burg zu Prag, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg, 1969, S. 9–28.
- MÁČEL Otokar: Der böhmische Architekturkubismus. Zwischen Avantgarde und Regionalismus, in: Architektura, II. Jg., Praha, 1995, S. 215.
- MALÁ Věra und PRELOVŠEK Damjan: Faktografický přehled Plečnikoveho díla na Pražském hradě a v Lánech [Faktografische Übersicht über Plečniks Werk auf der Prager Burg], in: Josip Plečnik – Architekt Pražského hradu [Josip Plečnik – Architekt der Prager Burg], Ausstellungskatalog, Správa Pražského hradu, Praha, 1996, S. 605–625

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

- MASARYK Tomáš Garrigue: Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914–1918, Erich Reiss Verlag, Berlin, 1925, 555 S.
- MASARYK Tomáš Garrigue: Idály humanitní [Humanitäre Ideale], 1990 [1901], Melantrich, Praha 1990, 127 S.
- MORAVASZKÝ Ákos (Hrsg): Architekturtheorie im 20. Jahrhundert. Eine kritische Antologie, Springer Verlag, Wien 2002, 591 S.
- MUŠIČ Marjan: Jože Plečnik, Partizanska knjiga, Ljubljana, 1980, 251 S.
- O. V.: J. Plečnik, in: Styl, I. Jg., Praha, 1908/09, S. 128–137.
- O. V.: Bez pozláceneho vozu [Ohne vergoldeten Wagen], Stavitel, VII. Jg., Nr. 2, Praha, 1926, S. 23–24.
- POZZETTO Marco: Jože Plečnik e la scuola di Otto Wagner [Jože Plečnik und die Schule von Otto Wagner], Albra Verlag, Turin, 1968, 171 S.
- PRELOVŠEK Damjan: Josef Plečnik. Wiener Arbeiten von 1896 bis 1914, Edition Tusch, Wien, 1979, 207 S.
- PRELOVŠEK Damjan: Das Leben und Werk eines Mannes, in: BURKHARDT François, EVENO Claude und PODRECCA Boris (Hrsg.): Jože Plečnik. Architekt 1872–1957. Ausstellungskatalog, Villa Stuck München; Verlag D. W. Callwey, München, 1987, S. 22–92.
- PRELOVŠEK Damjan: Josef Plečnik 1872–1957. Architectura perennis, Residenz Verlag, Salzburg und Wien, 1992, 337 S.
- PRELOVŠEK Damjan: Karel Teige a mrákotinský Monolit [Karel Teige und der Mrákotiner Monolith], in: Umění, XLIII Jg., Nr. 1–2, Praha, 1995, S. 111–112.
- PRELOVŠEK Damjan und VYBÍRAL Jindřich: Kotěra/Plečnik, korespondence, Kotěra/Plečnik, [Korrespondenz], Vysoká škola uměleckopřemyslová, Praha, 2002, 363 S.
- ŠLAPETA Vladimír: Josef Plečnik und Prag, in: Jože Plečnik. Architekt 1872–1957. Ausstellungskatalog, Villa Stuck München; Verlag D. W. Callwey, München, 1987, S. 93–107.
- STABENOW Jörg und VYBÍRAL Jindřich: Projekty pro Prahu [Projekte für Prag], in: Josip Plečnik – Architekt Pražského hradu [Josip Plečnik – Architekt der Prager Burg], Ausstellungskatalog, Správa Pražského hradu, Praha, 1996, S. 431–443.
- STELĚ France: Pesnik v arhitekturi [Ein Poet in der Architektur], in: Naša sodobnost, Heft 3, Ljubljana, 1957, S. 193.

STERN Robert A. M.: Moderner Klassizismus. Entwicklung und Verarbeitung. Entwicklung und Verarbeitung der klassischen Tradition von der Renaissance bis zur Gegenwart, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1990, 292 S.

ŠVÁCHA Rostislav: Česká architektura Plečnikovy doby a ideal demokracie [Die tschechische Architektur zu Plečniks Zeit und das Ideal der Demokratie], in: Josip Plečnik – Architekt Pražského hradu [Josip Plečnik – Architekt der Prager Burg], Ausstellungskatalog, Správa Pražského hradu, Praha, 1996, S. 27–39.

VALENA Tomáš: Plečniks Gärten am Hradschin in Prag, in: Bauwelt, 77. Jg., Heft39, Berlin, 1986, S. 1482–1493.

VALENA Tomáš: Plečnikovy úpravy v kontextu Pražského hradu [Plečniks Umgestaltungen im Kontext der Prager Burg], in: Josip Plečnik – Architekt Pražského hradu [Josip Plečnik – Architekt der Prager Burg], Ausstellungskatalog, Správa Pražského hradu, Praha, 1996, S. 259-289.

WAGNER Otto: Die moderne Architektur, 2. Auflage, Schroll Verlag, Wien, 1898, S. 120.

Ausstellungskatalog:

Josip Plečnik – Architekt Pražského hradu [Josip Plečnik – Architekt der Prager Burg], Správa Pražského hradu, Praha, 1996, 662 S.

Ungedruckte Quellen:

AML: Arhitekturni muzej Ljubljana, Plečnikova zbirka, Ljubljana

[Architekturmuseum Ljubljana, Plečniks Sammlung, Ljubljana]

Briefe von Alice Masaryková an Josip Plečnik, ohne Signatur.

Briefe von T. G. Masaryk an Josip Plečnik, ohne Signatur.

APH: Archiv Pražského hradu, Praha

[Archiv der Prager Burg, Praha]

Fond referát Stavební věci Pražského hradu a Lán kanceláře presidenta republiky z let 1919-1947

Zum Prager Werk des slowenischen Architekten Josip Plečnik

[Fonds Referat der Baumaßnahmen auf der Prager Burg und vom Schlosses Lány der Kanzlei des Präsidenten der Republik aus den Jahren 1919-1947]

H 3983/46 Archeologický výskum na Pražském hrade [Archäologische Forschung auf der Prager Burg].

H 4032/46 Prof. J. Plečnik.

H 3897/47 Zahrady Pražského hradu. Zahrady – Rajská a Na Valech [Die Gärten der Prager Burg. Gärten – Rajská und na Valech].

HFL 294/74 Programy, názory a náměty pro rekonstrukci Pražského hradu [Programme, Meinungen und Vorschläge für die Rekonstruktion der Prager Burg].

HFL 3049/513 Sochy [Statuen].

S 495/32 Monolit [Monolith].

Der Artikel enthält Originalteile der Dissertation, die in Kürze unter <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg> veröffentlicht wird.



Forschende Frauen

Dieses Buch begleitet das gleichnamige Forschungskolloquium der Frauenbeauftragten der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Im Sommersemester 2008 ins Leben gerufen, bietet es seitdem jungen Wissenschaftlerinnen Gelegenheit, ihre Forschungsprojekte in der Universität unter Beteiligung der Öffentlichkeit vorzustellen und Vortragspraxis zu sammeln, sich zu vernetzen und die Vorträge zu publizieren.

An der Otto-Friedrich-Universität Bamberg gedeiht eine bunte Forschungslandschaft. Nachwuchswissenschaftlerinnen zeigen als forschende Frauen in den vielfältigsten Bereichen Engagement, Tatkraft und Profil.

In diesem Buch finden sich interessante Beiträge zum Fixkostenmanagement in mittelständischen Unternehmen (Staffel), zu sozialen Ungleichheiten beim Erwerb von Wohneigentum in Ost- und Westdeutschland (Kolb), zum subversiven Erzählen bei E.T.A. Hoffmann und Heinrich von Kleist (Wagner) sowie zur Autorisierung in Informationssystemen (Fischer). Frau Dr. des. Zuzana Güllendi-Cimprichová stellt mit ihrem Beitrag zum Prager Werk des slowenischen Architekten J. Plečnik ihre Dissertationsschrift, die in Kürze veröffentlicht wird, in Auszügen vor.

ISBN: 978-3-923507-86-3

ISSN: 1867-4852

Preis: 16,50 €